

Anita Niegelhell und Manfred Omahna (Hg.)

# **gries.texte**



basics. Materialien zur Raumanalyse und Kommunikationskultur  
Herausgegeben von Manfred Omahna

Band 5

Einzelpreis: 7,- €

Mit freundlicher Unterstützung von:

Karl-Franzens-Universität Graz  
Technische Universität Graz  
Institut für Wohnbau  
Stadt Graz



Anita Niegelhell, Manfred Omahna (Hg.): gries.texte. Vom Gedanken zum Text. Ergebnisse eines ethnographischen Schreibworkshops, basics, Band 5, Graz, Forum Kulturanthropologie und Architektur: 2016.

1. Auflage 2016

© Forum Kulturanthropologie und Architektur

Übelbacherstraße 130

A-8121 Deutschfeistritz bei Graz

Alle Rechte vorbehalten

Abbildungen: Manfred Omahna, Nelly Niegelhell

Lektorat: Anita Niegelhell

Gestaltung und Satz: archedesign

[www.promise-culture.at](http://www.promise-culture.at)

Diese Ausgabe wurde auf chlor- und säurefrei gebleichtem,  
alterungsbeständigem Papier gedruckt.

Printed in Austria

**ISBN 978-3-9503437-3-1**

Anita Niegelhell und Manfred Omahna (Hg.)

**gries.texte**

Vom Gedanken zum Text. Ergebnisse eines ethnographischen  
Schreibworkshops



Forum Kulturanthropologie und Architektur / Graz

2016



**Inhalt:**

Manfred Omahna Der Griesplatz, ein pulsierender Ort	7
Anita Niegelhell Wissenschaftliches Schreiben lernen und anwendbar machen	9
Der Großstadtplatz	13
Räume, Orte, Phänomene	27
Vernetzung und Sprache	41
Dauernder Wandel	53



## Einleitung

### Der Griesplatz, ein pulsierender Ort

Der Griesplatz ist ein pulsierender Ort, eine riesige Fläche, die hauptsächlich dem Verkehr zur Verfügung steht – Stadt- und überregionale Buslinien, Personen- und Lastkraftfahrzeuge wälzen sich in unüberschaubarer Zahl über die Straßenräume, die an vielen Stellen durch Zebrastreifen, Ampelanlagen oder Bushaltestellen unterbrochen werden. Mit dem Fahrrad zum Griesplatz zu gelangen, egal aus welcher Richtung, gestaltet sich schwierig und umständlich. Dass hier Menschen leben, aufwachsen, zu Fuß gehen und vielfach aus unterschiedlichen Teilen der Welt, hierher nach Graz gekommen sind, scheint eine Nebensache zu sein, die die vielen Menschen in ihren Autos gar nicht bemerken. Geographisch liegt der Griesplatz keine 1000m vom Grazer Innenstadtbereich entfernt, sozialräumlich liegt er an der Peripherie. Wir, die wir an der Universität lehren und lernen, wissen eigentlich sehr wenig über die unterschiedlichen Menschen am Griesplatz, von ihren Bedürfnissen, ihren Problemen und Schwierigkeiten oder aber auch von ihren Möglichkeiten der Rauman eignung, wenig wissen wir auch über die Qualitäten und positiven Aspekte des Platzes.

Diesem Mangel wollten wir in der Lehrveranstaltung begegnen, als wir an zwei fast durchwegs verregneten Tagen Beobachtungsspaziergänge am Griesplatz durchführten. Die Studierenden waren aufgefordert, in einer offenen Themenstellung, einen Gedanken zu formulieren, den sie dann in einem Text über knapp zwei Seiten festhalten sollten. Mittels ethnographischer Methoden, vornehmlich der teilnehmenden Beobachtung, wurde der Platz von den jungen ForscherInnen aus deren subjektiver Perspektive beforscht. Ihre Gedanken, Erfahrungen und Empfindungen erfuhren während des Beobachtens durch das Festhalten im Feldtagebuch eine erste Ordnung. Welche Gedanken, welche Themen eine intensivere Sinnggebung durch einen Text erhalten sollten, war in dieser Phase noch unklar. Die Subjektivität des Forschers, der Forscherin konnte so direkt mit der Bedeutungsfindung des textlichen Inhaltes bzw. mit der Gestaltung der kognitiven Aussagekraft in Verbindung gebracht werden.

Um nun eine empirische Logik im Text deutlich werden zu lassen, mussten die Studierenden lernen, erstens bestimmte Erfahrungen wegzulassen, um sich auf eine spezifische Logik der Argumentation konzentrieren zu können und zweitens, sich mit ihren eigenen habituellen Prägungen in Bezug auf ihre äußeren Erfahrungen auseinandersetzen. Diese Phase der Lehrveranstaltung war durch Irritationen und Unklarheiten gekennzeichnet und ist mit jener Phase des ethnologischen Feldforschungsprozesses vergleichbar, die einen Konflikt zwischen dem Eigenem und dem Fremden deutlich werden lässt und kognitive Reflexionsprozesse in Gang bringt. Diese reflexive Qualität der Erfahrung

wurde in der Lehrveranstaltung genützt, um den Übersetzungsprozess von der Erfahrung zur Verschriftlichung deutlich zu machen und den Umstand vermitteln zu können, dass Texte immer auch Konstruktionen der Wirklichkeit darstellen, die immer und selbst im Idealfall nur einen Teil der Realität darstellen, bzw. eine Textrealität herstellen, die es so in der realen Realität eigentlich nicht gibt. So konnte auf beispielhafte Weise eine der grundlegendsten Erfahrungen ethnologischen Forschens und Arbeitens vermittelt werden, dass nämlich Erkenntnis nur dann möglich ist, wenn man die methodische, im Fall dieser Lehrveranstaltung, qualitative Erfahrung im Text „epistemisch“ ordnet.

Insgesamt stellen die Texte zweierlei Unterschiedlichkeiten dar, einerseits die Vielfalt am Platz und andererseits aber auch die Verschiedenheit der Blicke der Studierenden selbst. Kein Text steht also über einem anderen, ist realer oder genauer, sicher sind manche sprachlich exakter als andere, aber sie alle geben wieder, wie der Griesplatz wahrgenommen werden kann, wie er auf seine Umgebung wirkt. Und vielleicht kann dieser methodische Zugang einen Anlass liefern, weitere Blicke oder Wirklichkeiten in diesem Stadtraum zu erforschen.

Manfred Omahna, Graz, im Jänner 2016

## Wissenschaftliches Schreiben lernen und *anwendbar* machen

Es sind viele Dinge zugleich, die *wir* als Wissenschaftler\*innen tun, wenn wir schreiben. So sind es also auch viele Dinge zugleich, die Studierende lernen und in Frage stellen, wenn sie wissenschaftliches Schreiben lernen wollen, und es sind viele Dinge zugleich, die wir als Lehrende vermitteln müssen, wenn wir wissenschaftliches Schreiben unterrichten.<sup>1</sup>

Wenn wir uns bewusst machen, dass die wenigsten der Studierenden, die wir ausbilden, tatsächlich eine universitäre Karriere anstreben, bzw. im akademischen Betrieb arbeiten werden, steht die akademische Schreiblehre vor allem auch vor der Herausforderung, nicht nur wissenschaftliches Schreiben an sich zu unterrichten, sondern dies auf eine Weise zu tun, die Studierenden, Fertigkeiten und Kompetenzen an die Hand gibt, die sie auch in anderen Kontexten anwenden und die sie erfolgreich in andere Schreibzusammenhänge transferieren können. Dies gelingt vielleicht am ehesten, wenn wir sie dabei unterstützen, ihr Reflexionsvermögen zu schulen, es sowohl auf den Schreib- als auch auf den Forschungsprozess selbst anzuwenden. Wenn wir am Beginn eines Semester auf eine neue Gruppe Studierender treffen, wissen wir in der Regel sehr wenig darüber, was diese können und wissen und an welchen Stellen sie jeweils Unterstützung für ihre Weiterentwicklung benötigen. Auch wenn wir sie beim gemeinsamen Start in einer Erwartungsrunde dazu befragen, erfahren wir darüber selten so viel, dass wir die Lehrinhalte passgenau darauf abstimmen könnten. Das hat u.a. auch damit zu tun, dass sie ein Bewusstsein über die eigenen Stärken und Schwächen, bzw. die nächstnötigen und -möglichen Entwicklungsschritte im eigenen Schreibhandeln meist (noch) nicht sehr differenziert ausgebildet haben. In der Schreiblehre geht es also einerseits darum, Lernsettings zu gestalten, die dem multiplen Tun des Schreibhandeln gerecht werden und gleichzeitig andererseits unterschiedlichen Lern- und Schreibtypen auf unterschiedlichen Entwicklungsstufen, Andock-Möglichkeiten für ihre Lernfortschritte bietet. In der Lehrveranstaltung „Vom Gedanken zum Text“ gehen wir mit den Studierenden den gesamten Prozess der Entstehung eines Textes exemplarisch Schritt für Schritt durch. Immer mit einem Blick auf

---

<sup>1</sup> Vgl. dazu z.B. Kruse: Prozessorientierte Schreibdidaktik an der Hochschule. Was Hochschulen tun können um wissenschaftliches Schreiben anzuleiten. In: Ders., Katja Berger, Marianne Ulmi: Prozessorientierte Schreibdidaktik. Schreibtraining für Schule, Studium und Beruf. Zürich 2006, 151-173: „Seminaristisches Schreiben ist vor allem durch seine Vielschichtigkeit gekennzeichnet. Um erfolgreich eine Seminararbeit schreiben zu können, müssen viele Kompetenzen gleichzeitig ausgebildet sein, bzw. ausgebildet werden.“ (155). Z.B. benötigen Studierende Kontextwissen, Produktwissen, Kontextwissen und Prozesswissen. Kruse, 2006, 154-155.

die Forschung und einem auf das Schreiben. Auf diese Weise erfahren die Studierenden, dass Schreiben nicht etwas ist, das erst beginnt, wenn die Forschung schon abgeschlossen ist, sondern, im Gegenteil, essentieller Bestandteil des Forschungsprozesses selber ist, und zwar von Anfang an. So stellen wir die Möglichkeit her, für jeden Einzelnen und für jede Einzelne gerade an der Stelle etwas zu lernen oder auszuprobieren, vielleicht auch zu scheitern und sich aus dem Scheitern heraus zu verbessern, an der gerade die akuteste Not oder das aktuellste Bedürfnis, etwas zu erfahren besteht. Fachspezifisches und Schreibspezifisches werden parallel geführt. So verbinden sich WAC und WID Ansätze<sup>2</sup> in einer für Studierende sehr fruchtbaren Weise, weil der Erkenntnisgewinn der Reflexion des eigenen Tuns doppelt genutzt werden kann. Indem wir mit den Studierenden sowohl den Schreib-, als auch den Forschungsprozess reflektieren, erfahren sie die vielfache Anwendbarkeit (ethnologischen) Reflexionsvermögens in Zusammenhang mit ihrem eigenen Forschungsprozess. Gerade die ethnologische/ kulturanthropologische/ kulturwissenschaftliche Forschung mit ihrem Feldforschungskern bietet sich für diesen Zugang besonders an, weil Schreiben dabei nicht allein in seiner abbildenden Funktion benötigt wird, sondern auch in seiner heuristischen Funktion genutzt werden kann.<sup>3</sup> Am Ende der Lehrveranstaltung steht und stand bisher fast immer eine Veröffentlichung der innerhalb des Semester verfassten Texte, so wie sie mit diesem Reader auch wieder vorliegt. Wenn wir uns damit auseinandersetzen, für wen wir schreiben, entsteht auch ein Bewusstsein darüber, dass unterschiedliche Arten von Publikationen unterschiedliche Textsorten bedingen und dass für jedes Publikum in einer besonderen Weise geschrieben werden muss. Und das ist vielleicht das Wichtigste, sie lernen, ihr Schreibhandeln in unterschiedlichen Kontexten zu situieren, eine wichtige Voraussetzung dafür, was sie anhand des wissenschaftlichen/ethnologischen Schreibens erlernen, später auch für unterschiedliche berufliche Kontexte adaptieren zu können.<sup>4</sup>

Anita Niegelhell, im Jänner 2016

---

<sup>2</sup> WAC (Writing across the Curriculum), WID (Writing in the Disciplines).

<sup>3</sup> Die Schreibforschung unterscheidet unterschiedliche Funktionen des Schreibens, Katrin Girgensohn z.B. spricht von einer kommunikativen, einer rhetorischen einer heuristischen, also wissen schaffenden, von einer persönlichkeitsfördernden und einer hedonistischen Funktion des Schreibens. Andere Zugänge treffen andere Unterscheidungen. Vgl. dazu z.B. Katrin Girgensohn, Nadja Sennewald: Funktionen des Schreibens. In: Diess.en: Schreiben lehren, Schreiben lernen. Eine Einführung. Darmstadt 2012, S. 35-38.

<sup>4</sup> Vgl. Ann Beaufort: Wie Schreibende sich an neue Schreibsituationen anpassen. In: Stephanie Dreyfürst, Nadja Sennewald (Hrsg.): Schreiben. Grundlagentexte zur Theorie, Didaktik und Beratung. Opladen, Toronto, 2014, S. 153-167.

Ethnologische Texte brauchen zweierlei Genauigkeit –  
eine des Blickes und eine der Sprache.



## **Der Großstadtplatz**

*Johannes Baar*

## **Großstadtgewässer**

Der Verkehr rauscht. Fahrzeuge stauen sich an Ampeln. Getaktet durch den ewigen Wechsel des farbigen Lichts branden unablässig neue Autowellen über den Platz, fließen Verkehrsströme in alle Himmelsrichtungen. Hauptsache schnell weiter. Dabei gäbe es doch genügend Gründe, auch einmal anzulegen an den Ufern dieses Biotops, das Griesplatz genannt wird, denn an seinen Rändern pulsiert das Leben. Hier ist Graz wirklich Großstadt und nicht nur eine große Stadt. Hier gibt es österreichische Hausmannkost, billiges Kebab, fettige Käsekrainer, asiatische Nudelboxen oder veganes Gulasch. Hier leuchtet sowohl rotes als auch Blaulicht. Hier schließen sich massive Eingangstore und öffnen sich spannende Hinterhöfe. Hier wird afghanisches Gras verkauft und steirisches Kürbiskernöl gedealt. Hier ist es schön trist und deprimierend heiter. Hier sterben Bäume und lebt die Nacht.

Überhaupt, die Nacht. Wenige Nächte beginnen, aber viele enden hier. Frühmorgens werden hier diejenigen angespült, die woanders noch nicht die erhoffte Erfüllung gefunden haben. Die hat natürlich auch ihren Preis: von drei Euro für einen Döner, über 20 Euro für ein bisschen Pep bis zu 50 Euro für die Dienstleistungen einer Prostituierten. Zu solch fortgeschrittener Stunde sieht man dann auch Menschen in Lodenjanker oder Abendkleid, Menschen die eigentlich im Osten der Stadt zuhause sind, dort wo die Autos teuer und die Nächte ruhig sind. In solchen Stunden beweist sich der Griesplatz als wahrhaftig großstädtisch: „Die Großstadt [...] [schreiben etwa Kristin Kopp und Klaus Müller Richter] beherbergt nicht nur das Primitive, sondern entfesselt es im Großstadtbewohner, offenkundig auch unabhängig von dessen gesellschaftlicher Schichtenzugehörigkeit“.<sup>5</sup>

Tagsüber aber, wenn die Nachtschwärmer\_innen wieder zuhause sind oder ihrem Rausch in einer Frühbar den finalen Schliff geben, ist der Verkehr der unangefochtene Herrscher des Platzes. Schutz vor den rollenden Wogen bieten lediglich die Haltestellen der Stadtbusse in der Mitte des Platzes, gleichsam einer Insel aus Beton. Doch lange bleibt hier niemand. Ein Bus nach dem anderen hält und bringt die Menschen auf die andere Seite der Mur. Der zentralste Punkt des Griesplatzes ist gleichzeitig sein einsamster. Die Intensität des Verkehrsflusses ist allerdings nicht überall gleich stark. Die Endhaltestellen der Regionalbusse auf der Ostseite des Platzes sind zwar auch für Pkw frei zugänglich, doch hier rinnt der Verkehr nur tröpfchenweise, lediglich hin und wieder kommt ein Auto vorbei. Dennoch ist auch dies kein Ort zum Verweilen,

---

<sup>5</sup> Kristin Kopp, Klaus Müller-Richter (Hrsg.): Die „Großstadt“ und das „Primitive“. Text – Politik – Repräsentation. Stuttgart, Weimar 2004, S.2-14, hier S.13.

auch weil entsprechende Sitzgelegenheiten fehlen. Trotzdem lässt sich beobachten, dass sich, meist in den Abendstunden, Menschen hier treffen und den öffentlichen Raum nutzen. Meist handelt es sich dabei um Gruppen von fünf bis zehn Männern. Das Zentrum dieser Zusammenkünfte ist interessanter Weise in der Regel das Auto einer der Personen aus der Gruppe. Um dieses stellt sich dann die Gruppe auf, lehnt sich an oder setzt sich auf die Motorhaube des Fahrzeugs. Es ist bemerkenswert, dass, um sich ein Stück öffentlichen Raums von den Autos abzutrotzen, ein ebensolches zum Einsatz kommt. Es lässt sich nicht bestreiten: das Biotop Griesplatz lebt. Doch anders als seine Pendants in der freien Natur muss dieses Biotop trockengelegt werden, um sich zu voller Blüte entfalten zu können. Noch schwemmen die Kfz-Fluten das Leben von der Mitte des Platzes und die Menschen gehen unter. Eine verkehrstechnisch trockene Zukunft wäre dem Griesplatz aber zu wünschen, denn, frei nach Goethe: „Hier ist Graz Stadt, hier darf sie‘ s sein“.



*Samar Ibrahim*

## **Griesplatz und sein Essen!**

Hungrig nach Forschung, gleichzeitig mit leerem Magen stehe ich am Griesplatz und versuche, meine Bedürfnisse miteinander zu verbinden. Ich möchte herausfinden, welche unterschiedlichen Bäckereien, Geschäfte oder Restaurants, die etwas zu Essen anbieten, an diesem Ort zu finden sind und was ich dabei über kulturelle Vielfalt am Platz erfahre. Die beiden in Trachten bekleideten Strohpuppen vor einem Feinkostladen sollen diesen als etwas Steirisches markieren, höre ich die Dame an der Theke sagen. „Na Gott sei Dank leben noch ein paar Österreicher hier“, fügt sie hinzu. Neben Käse und Wurst bietet ihr Geschäft auch Schokoladen und Wein. Ich sehe Waren, die mir auch aus größeren Handelsketten bekannt sind und vermute hier nicht mehr „echt steirisches“ zu erhalten als in herkömmlichen Lebensmittelgeschäften. So bezieht sich das Versprechen der Puppen am Eingang wohl eher auf die Herkunft der Inhaberin und nicht auf zum Verkauf Angebotenes, denke ich mir an dieser Stelle. Mit einer Käsesemmel in der Hand spaziere ich weiter und entdeckte eine Bäckerei, in der ich etwas ganz anderes wahrnehmen darf. In diesem seit eineinhalb Jahren bestehenden Laden wird alles selbst gemacht. Stolz und mit einem Lächeln im Gesicht erklärt mir die junge albanische Eigentümerin, hier sei alles frisch. Bevor ich bestelle, weist sie mich darauf hin, dass ihr Gebäck hauptsächlich salzig ist. Das müsse sie immer dazusagen, weil die Menschen es hier gewohnt seien, dass die Kombination aus Topfen und Teig süß ist. Zudem fallen mir die niedrigen Preise im Vergleich zu herkömmlichen Backwaren auf. Ich bezahle 1,20 Euro für etwas „Nusskronen“-ähnliches. Herausgetreten aus der Bäckerei, führe ich meine Wanderung fort. Ich kann viele Geschäfte sehen. Neben einem Supermarkt, der zu einer der großen Handelsketten gehört, sind ein paar türkische Lebensmittelgeschäfte zu sehen. Bei ersterem fällt mir auf, dass die Verkaufsfläche groß und modern ist. Hingegen entsteht bei den türkischen Läden bei mir der Eindruck, dass diese klein sind und möglichst voll beladen werden sollen, was oftmals schmale Gänge entstehen lässt. Die Präsentation der Waren erinnert mich an die Situation auf einem Markt, in der den einzelnen Verkäufern wenig Platz zur Verfügung steht, sodass sie förmlich dazu gezwungen sind, ihre vielen Produkte auf engem Raum vorzuführen. Könnte es sich hier um einen kulturellen Aspekt aus der Heimat handeln, der sich in der Erscheinung des Ladens widerspiegelt? Die angebotenen Produkte sind sehr unterschiedlich. Ich greife nach einer violett glänzenden Verpackung, drehe sie um und kann arabische Buchstaben sehen. Pistazien in Plastik, Obst und Gemüse in aufgereihten Kartonschachteln aufgereiht. Auch sehe ich Kaugummipackungen an der Kassa. Dieselbe Marke ist mir aus vielen anderen Geschäften bekannt, doch lässt mich der Gedanke

nicht los, dass es sich hier um ein älteres Verpackungsdesign handelt, welches in Supermärkten nicht mehr zum Verkauf steht. Halten Verkäufer dieses Lebensmittelgeschäftes womöglich an dem Wert fest, man solle Dinge verbrauchen bevor man sich Neue anschafft? Oder handelt es sich hierbei um ein ökonomisches Prinzip, das den modernen Anspruch der Lebensmittelvernichtung als nicht gewinnbringend erachtet? Wie auch immer. Ich setze meine Beobachtung fort und gehe weiter. Neben Lebensmittelgeschäften gibt es auch einige Kebabläden. Dazwischen entdecke ich ein österreichisches Restaurant, das für seine günstigen Preise und großen Portionen bekannt ist. An derselben Seite, nur einige Meter weiter, gibt es ein Lokal, das verschiedene Sorten von Baklava und Getränke anbietet, ich gehe hinein. Der junge Kellner lächelt mich an und schenkt mir zwei Stück Baklava zu meinem Kaffee. Ich beobachte, wie sich hier drin Männer mit Händeschütteln und Wangenküssen begrüßen. Musik, ich vermute türkische, spielt im Lokal, in dem ich mich zwar ein wenig fremd, doch trotzdem sehr wohl und willkommen gefühlt fühle. Mich faszinieren die unterschiedlichen Atmosphären, die durch verschiedene Details in den einzelnen Verkaufsräumen entstehen und ich erfreue mich an der einen großen Atmosphäre am Griesplatz, die wiederum aus der Summe dieser Vielfältigkeit entspringt.

*Silvia Trummer*

## Die Beziehung zum Objekt

Früher kannte sie ein jeder. Überall standen sie herum. Gelegentlich in Gruppen, zwei oder drei Stück an einem Ort. Doch heute sind sie zu einer Seltenheit geworden. Kaum noch sind sie präsent. Nur mehr selten werden sie benutzt. Sie wurden abgelöst.

Telefonzellen waren früher ein Teil jedes Stadt- bzw. Ortskerns. Heute existiert sie nur noch selten. Das Handy-Zeitalter hat sie verdrängt.

Während meiner beiden Beobachtungen am Griesplatz, stellte ich fest, dass hier einer jener Orte ist, wo Telefonzellen noch immer, mehr oder weniger ihren Dienst verrichten. Es sind zwei Stück, rund einen Quadratmeter nehmen sie jeweils ein. Die eine Zelle hat ihren Telefonapparat etwas tiefer angesetzt. Die Vermutung liegt nahe, dass es sich hier um eine Telefonzelle für Menschen im Rollstuhl handelt. Wenn ich genauer hinsehe, merke ich auch, dass sie etwas größer ist, als die Nachbarin.

Als Studentin bin ich, wie viele meiner Kolleginnen und Kollegen, stark auf mein Handy fixiert. Ob Zug, Bus, Campus oder Bahnhof, jeder nutzt sein Handy auf die eine oder andere Weise. *„Man könnte [...] Ansätze von Suchtverhalten, zumindest von Abhängigkeit sehen.“*<sup>6</sup>

Suchtverhalten Handy? Spannender Gedanke, der gelegentlich auch zutreffend erscheinen mag. Während meiner Beobachtungen wurde mir bewusst, dass die „Handyfixierung“ nicht überall so ausgeprägt ist. Am Griesplatz konnte ich in den beiden Beobachtungsphasen viele Menschen ohne Handy wahrnehmen. Pro Aufenthalt kam ich auf drei bis fünf Personen. Die meisten telefonierten mit oder auch ohne Headset. Ein Mann saß auf Stufen vor einem Shop und schien die Spiele-Funktion am Handy zu nutzen. Nur eine junge Dame verwendete ihr Handy offensichtlich fürs Musikhören. Ich hielt sie für eine Studentin. Die übrigen Nutzer telefonierten lediglich, wenn sie auf den Bus warteten oder vor einer Geschäftsfläche auf und ab marschierten.

Kann es sein, dass die „Handymanie“ bereits vorbei ist? Dass Handys in der „normalen“ Welt – weg von der UNI, wieder ein reiner Gebrauchsgegenstand geworden sind?

Diese Beobachtung, dass das Handy nicht überall und für jeden ein Fixpunkt in der Hand ist, war beinahe überraschend. Gerade am Griesplatz hätte ich das nicht erwartet. Da sich vor Ort fünf Handyshops und ein Geschäft für Reparaturen befinden. Und doch waren die Nutzer hier Mangelware.

---

<sup>6</sup> Günther Burkhardt: Handymania. Wie das Mobiltelefon unser Leben verändert hat. Frankfurt, New York 2007, S. 132.

Die beiden Telefonzellen vor Ort, wurden während meiner beiden Aufenthalte nur einmal genutzt. Von einer jungen Frau, die in Begleitung eines jungen Mannes war, beide Mitte – Ende zwanzig. Sie hatten große Rucksäcke umgeschnallt und einen Kleidungsstil der mich an das Stereotyp „naturverbunden“ denken ließ. Sie waren auf der Suche nach einer Einrichtung - einem Drogenzentrum, welches sich in der Nähe des Griesplatzes befinden sollte. Ich konnte ihnen nicht weiterhelfen. Erstaunlich fand ich, dass diese beiden jungen Menschen kein Handy zu besitzen schienen. Sie waren die einzigen Nutzer der Telefonzelle, während meiner gesamten Beobachtungszeit. Zählen diese beiden zu den wenigen Handy-Verweigerern der jungen Generation?

Wenn ich so nachdenke, kenne ich keinen Menschen der kein Handy besitzt. Auch vor dem Alter macht die Handynutzung keinen Halt. Aber im Vergleich zur Telefonzelle, ist das Handy oftmals ein Imagegegenstand, ähnlich dem Auto. *„Unsere Handys reflektieren zu jedem Zeitpunkt, wer wir sind. Wir interagieren mit ihm so, wie wir es mit anderen Computergeräten nicht tun – wir liebekosen es, wir umklammern es in Krisensituationen, jederzeit bereit, es zu benutzen, um Hilfe oder Trost zu holen, und wir wissen, dass unsere Lieben es genauso machen, möglicherweise sogar zur selben Zeit.“<sup>7</sup>*

Haben wir eine Beziehung zu unseren Handys? Manche Personen durchaus. Eine Telefonzelle nutzten wir bei Bedarf. Das Handy ist aber inzwischen durch die laufende Verbesserung der Technik nicht mehr rein zum Telefonieren da. Wir vertreiben uns die Zeit mit SMS schicken, Spielen und Internetsurfen. Auch wenn wir es als Nutzgegenstand betrachten, jeder von uns hat es immer und überall dabei.

Auch wenn Telefonzellen rar geworden sind, können wir sie in unserer Mitte nicht missen. Denn für eine immer kleiner werdende Gruppe an Personen, welche warum auch immer, kein Handy besitzen wird sie wichtig bleiben. Für die restliche Bevölkerung der Handybesitzer kann sich die Technik nicht schnell genug weiterentwickeln, um noch mehr Möglichkeiten über das Handy zu nutzen.

Am Griesplatz fand ich einen überraschenden Pool an unterschiedlichen Telefonnutzern. Die häufig dargelegte Abhängigkeit des Handys, konnte ich durch meine Beobachtung nicht bestätigen. Dennoch wird es mir in Zukunft kaum mehr gelingen mich nicht nach Telefonzellen umzudrehen und sie zu beobachten. Aber auch mein Handy werde ich nicht mehr mit den gleichen Augen sehen.

---

<sup>7</sup> Peter Golz, Stefan Bertschi, Chris Locke (Hrsg.): Daumenkultur. Das Mobiltelefon in der Gesellschaft. Bielefeld 2006, S. 139.



Marie-Christin Sebl-Litzlbauer

## Im Licht der Diskokugel

Dort wo alle gleich sind und doch so anders

Im Diskolicht wirkt alles so anders. Irgendwie aufregend. Dennoch kommt das Gefühl auf, dass etwas versteckt werden soll. Lebt es sich leichter im Schatten der Lichter? Vielleicht nicht leichter, aber der Schatten erweckt ein gewisses Sicherheitsgefühl. Menschen so unterschiedlich und doch alle gleich. Ein Mann sitzt mit seinem Bier und einer Zigarette an der Bar und ist in ein Gespräch mit der Barfrau vertieft. Neben mir sitzen zwei junge Frauen, sie wirken für einen Dienstagabend sehr herausgeputzt. Irritierenderweise trinken sie nur Cola. Vorurteils-Gedanken schleichen sich ein. Auf der anderen Seite sitzen zwei dunkelhäutige Männer, die sich lautstark in einer anderen Sprache unterhalten, sie trinken Wein und Bier. Die beiden scheinen viel Spaß zu haben. Es sind viele verschiedene Menschen im Lokal. Obwohl sich, inklusive mir, nur acht Personen im Lokal befinden, wirkt es fast überfüllt. Es scheint mir so, als wollten alle dasselbe, dem Alltag entfliehen und sich unter dem Licht der Diskokugel verstecken. Das ist das tägliche Leben, im Hangover, am Griesplatz. Ein Platz, an dem es möglich ist, sich 24 Stunden am Tag von dem hektischen Alltag zurück zu ziehen. Ein Ort, an dem alle gleich sind und doch so anders. So anders als draußen. Um eine unbekannte Lebenswelt besser kennen zu lernen und diese zu verstehen, ist es notwendig, hinter die Fassade zu blicken und unumgänglich, sie bewusst kennen zu lernen, sich zu involvieren. Schon Roland Girtler sah das so: *„Ich denke, ein persönliches Engagement für die Menschen, mit denen man es im Laufe einer Untersuchung zu tun und deren Sorgen man kennengelernt hat, trägt zu einem Verstehen von deren Lebenswelt und somit der Forschungsarbeit wesentlich bei.“*<sup>8</sup>

Die Barfrau erzählte mir begeistert von ihrem Job. Sie scheint die negativen Aspekte ihres Berufslebens völlig auszublenden. Rauch. Dunkelheit. Betrunkene Menschen. Sicher kein einfaches Umfeld. Trotz all dem scheint für sie das Positive zu überwiegen. Ich stelle mir die Frage, ob sie einen blinden Fleck für die negativen Seiten ihres Berufes entwickelt hat. Stolz prahlte sie fast schon, dass im „Hangover“ alle gleich seien und das obwohl hier Menschen aus den unterschiedlichsten Gesellschaftsschichten aufeinander treffen. Also ein Auffangbecken für jeden? Diesen Eindruck versucht mir zumindest die Barfrau zu vermitteln. Für den einen mag es ein Ort des Wohlbefindens sein. Ein sicherer Rückzugsort. Eine zweite Familie. Einfach dem Stress den Rücken kehren. Hinter der geschlossenen Eingangstür erweckt das Lokal den Eindruck

---

<sup>8</sup> Roland Girtler: Methoden der Feldforschung. 4. Auflage, Wien 2001, S. 80.

einer kleinen geheimen Welt. Für jeden eine Wohlfühloase? Nicht für jeden, ich z.B. hatte ein sehr beengendes Gefühl. Solange die Tür noch geöffnet war, hatte ich den Eindruck, nur zu Besuch zu sein, während die geschlossene Tür mir das Gefühl vermittelte, plötzlich in einer mir fremden Welt eingesperrt zu sein. Ein merkwürdiges Gefühl. Schlendert man am „Hangover“ vorbei, ist die Tür in den meisten Fällen offen. Einladend? Abschreckend? Das hängt vermutlich von der Person ab. Für mich, als Ethnologin hat die offene Tür eine verlockende Wirkung. „Tritt ein“, scheint sie mir sagen zu wollen. Eine mir fremde Welt, die darauf wartet, von mir entdeckt zu werden. Die Tür erfüllt eine symbolische Funktion. Die Verbindung zwischen der mir bekannten Außenwelt und der unbekannteren Innenwelt. Bei der offenen Tür besteht die noch immer die Möglichkeit, zum Forschungsfeld auf Abstand zu gehen. Ich bin (noch) sicher. Ich bin eine Besucherin, die jederzeit wieder gehen kann. Es ist ein netter Ausflug, der bei Bedarf wieder beendet werden kann. Später, als die Tür zu ist, überkommt mich ein beengendes Gefühl. Flucht. Panik. Angst? Das sind meine Empfindungen in dieser mir ungewohnten Situation. Ruhig bleiben. Durchatmen. Nicht auffallen. Sein wie die anderen. Ich will diese Lebenswelt und die Menschen die in ihr leben verstehen, um das zu tun gilt es, über meinen eigenen Schatten zu springen und mich dem Licht der Diskokugel hinzugeben. Ich würde dieses aufregende Forschungsfeld gerne im Rahmen einer weiteren Lehrveranstaltung erforschen und versuchen, tiefer in die Materie einzudringen. Wer sind die Menschen im „Hangover“ oder wer waren sie? Welche Geschichte erzählen sie? Interessant ist bestimmt auch die Beschreibung der Rolle der Barfrau, ihre Selbstwahrnehmung und ihre Wirkung auf Andere. Ich kann durch meinen Text nur einen ersten Eindruck vermitteln. Wer sich selbst ein Bild machen möchte, sollte dem „Hangover“ einen Besuch abstatten. Und wer weiß, vielleicht begegnen wir uns ja dort?!

*Anna Riegler*

## **Ein Blick hinter Klischees und Vorurteile**

Der Griesplatz ist ein Ort, der mit vielen Vorurteilen und Assoziationen aufgeladen ist. Wenn man in die Suchmaschine Google die Wörter „Griesplatz Graz“ eingibt, so folgt ein automatischer Vorschlag für weitere Suchbegriffe, Wörter wie „gefährlich“, „Drogen“ oder „Kriminalität“ tauchen dann auf. Medien berichten über Zwischenfälle am Griesplatz und konstruieren somit ein Bild und negative Assoziationen, welche von vielen Menschen unhinterfragt übernommen und weitergetragen werden. Immer wieder hört man Sätze wie „Wenn ich über den Griesplatz gehe, fühle ich mich unwohl“ oder „Nachts traue ich mich nicht alleine über den Griesplatz gehen.“ Obwohl der Platz wegen seines negativen Images im Gespräch ist, so fühlen sich nicht alle dort unwohl. Wenn ich etwa über den Griesplatz gehe, fühle ich mich nicht unwohl. Ich könnte nicht behaupten, dass mir der Platz gefährlicher als andere Orte in Graz erscheint.

Was mir jedoch auffällt, wenn ich über den Griesplatz gehe, ist die Soziodiversität dort. Eine weitere Assoziation mit dem Platz, je nach Blickwinkel, ein Problem oder einfach Merkmal des Bezirkes, ist der hohe Anteil an Menschen mit Migrationshintergrund. Gries ist der Bezirk in Graz mit den höchsten MigrantInnenanteil.<sup>9</sup> Für mich ist der Griesplatz vor allem der Platz in Graz, an dem man die Multikulturalität und die damit verbundene Vielfalt am stärksten wahrnehmen kann. Lässt man sich nicht von den negativen Bildern beeinflussen, hat man die Möglichkeit dies wahrzunehmen. Sehr charakteristisch für den Platz sind die kleinen Läden, die vorwiegend von MigrantInnen geführt werden. Betriebe, die von MigrantInnen geführt werden, sind vor allem in den Sektor Gastronomie und eigentümergeführten Einzelhandel vertreten.<sup>10</sup> Für die BesitzerInnen bedeutet die selbstständige Beschäftigung einen Einstieg in die wirtschaftliche Integration. Für Menschen mit Migrationshintergrund ist es oftmals schwierig, eine Anstellung im regulären Arbeitsmarkt zu erhalten. Aber auch im Bereich der Selbstständigkeit ist der Spielraum für Menschen mit Migrationshintergrund begrenzt und eingeschränkt. Sei es aufgrund von fehlenden Zertifikaten oder den erschwerten Bedingungen, einen Bankkredit zu bekommen.<sup>11</sup> So sind es meist kleine gastronomische Betriebe und eigentümergeführte Einzelhandelsläden, die am Griesplatz anzutreffen sind.

---

<sup>9</sup> Vgl. Bevölkerungsstatistik der Stadt Graz, Stand 1.1.2015.

<sup>10</sup> Vgl. Jonathan Everts: Konsum und Multikulturalität im Stadtteil. Eine sozialgeographische Analyse migrantengeführter Lebensmittelgeschäfte, Bielefeld, 2008.

<sup>11</sup> Vgl. Ebd.

Neben zahlreichen Kebab-Läden und Handysshops befindet sich ein Feinkostladen, der mit zwei Strohputzen in Tracht vor der Tür vielleicht der Regionalität der angebotenen Produkte Ausdruck verleihen will. Geht man weiter in Richtung Griesgasse, findet man dort den Griesbäcker, einen Afroshop und ein Restaurant, das österreichische und ghanaische Gerichte anbietet. Zwischen Friseursalons und kleinen Lebensmittelgeschäften ist auch ein winziges, vegetarisch/veganes Restaurant zu finden. Auf der Speisekarte des Restaurants sind vegane und vegetarische Gerichte aus dem türkischen, israelischen, karibischen und indischen Raum zu finden. Der Name des Restaurants soll laut Inhaber nicht nur auf die Internationalität des Essens, sondern auch auf die kulturelle Vielfalt des Platzes aufmerksam machen.<sup>12</sup> Zur kulturellen Vielfalt des Platzes zählen auch noch Asiammärkte und ein thailändisches Restaurant.

Die meisten, aber nicht alle Geschäfte und Lokale am Platz werden von Menschen mit Migrationshintergrund betrieben und geführt. Jonathan Everts setzte sich mit diesem Thema auseinander und untersuchte das „immigrant business“ in deutschen Städten. Er bezeichnete die kleinen Lebensmittelgeschäfte, die von MigrantInnen geführt werden als „[...] Sinnbild einer Gesellschaft, deren Alltag ein multikultureller geworden ist.“<sup>13</sup> Die Betriebe, die von Menschen mit Migrationshintergrund geführt werden, führen uns gerade das vor Augen. Sie sind ein Zeichen dafür, dass sich die Menschen dauerhaft niedergelassen haben. Jeder Einzelne trägt zur Vielfalt des Platzes bei und erweitert das Angebot. Am Griesplatz leben und arbeiten viele Menschen mit Migrationshintergrund. Sie und auch viele andere profitieren von dieser Vielfalt. Die UNESCO beschreibt „[...] dass kulturelle Vielfalt eine reiche und vielfältige Welt schafft, wodurch die Wahlmöglichkeiten erhöht und die menschlichen Fähigkeiten und Werte bereichert werden [...].“<sup>14</sup> Seit einiger Zeit wird die Umgestaltung des Platzes diskutiert. Neben einer geplanten Straßenbahnlinie soll auch der Platz selbst aufgewertet werden.<sup>15</sup> Ich frage mich, ob die Multikulturalität und die kleinen Betriebe dann erhalten bleiben oder ob diese geplante Umgestaltung in Folge eine zunehmende Gentrifizierung bewirkt. Durch die Umgestaltung könnten die Mieten in die Höhe steigen und die Menschen, die sich diese nicht mehr leisten können, werden somit vertrieben. Das wäre zu befürchten, aber nicht zu erhoffen.

<sup>12</sup> Vgl. Sendereihe Gries interkulturell, Teil 6, Gries kocht, rührt und brodelt', Radio Helsinki, 19.06.2014.

<sup>13</sup> Jonathan Everts: Konsum (wie Anm 2), S. 8.

<sup>14</sup> UNESCO, Übereinkommen über den Schutz und die Förderung der Vielfalt kultureller Ausdrucksformen, März 2007.

<sup>15</sup> Vgl. <http://www.stadtentwicklung.graz.at/cms/ziel/6501103/DE> (17.12.2015).



## **Räume, Orte, Phänomene**

*Karl Pfeiffer*

## **Die Reichengasse – Durchgang ins Nirgendwo**

Der Griesplatz – vielleicht „mein“ Griesplatz. Ich kenne ihn, glaube ihn zu kennen, weil ich ihn fast täglich besuche, überquere, irgendetwas will auf oder von diesem Platz. So auch jetzt, aber jetzt will ich etwas anderes, neues. Keine Dinge, ich suche Eindrücke.

Ich stehe bei den Bushaltestellen in einem durchsichtigen Wartehäuschen und schaue mich um. Verkehr, Autos – stehende, fahrende, Menschen – gehende, stehende, wartende, und Lärm von allen Seiten, Bewegung wohin ich blicke. Es riecht nach Benzin, Öl, Autoabgasen. Ich suche nach einem Ruhepunkt auf diesem Platz, aber vergeblich.

Mein Blick fällt auf ein Lebensmittelgeschäft. Die Fassade wirkt unscheinbar, Werbetafeln an der Wand für aktuelle Sonderangebote, durch die Fenster kann ich erkennen, dass nicht viel Betrieb herrscht im Geschäft. Passanten gehen immer wieder vorbei, manche schauen auf die Tafeln oder durch die Fenster, andere nicht, manche schauen auf zwei Personen, die gegenüber dem Eingang zum Geschäft am Gehsteigrand verharren, andere senken den Blick beim Vorbeigehen.

Neben dem Geschäft, nördlich anschließend, öffnet sich ein schmaler Durchgang. Schnurgerade und vom Platz weg in Richtung Osten. Dieser Durchgang hat für mich etwas Anziehendes, aber irgendwie auch Unheimliches. Auf der anderen Seite des Durchganges ein anderes Bild. Eine in Grautönen bemalte Fassade.

„Crossfit-Studio“ – ein Fitnessclub. Die Gestaltung passt nicht zur Umgebung, zu modern, zu aufgeregt. Das Scherengitter am Eingang ist geschlossen, dahinter liegen große Kugeln aufgestapelt und versperren den Eingang. Es brennt Licht im Raum, aber ich kann niemanden sehen. Der Durchgang zieht mich an. Ich verlasse mein sicheres Wartehäuschen und gehe langsam, vorsichtig, über die Straße und auf den Eingang dieses Durchbruchs in der Häuserfront zu, Johannes Moser verlangt doch vor Ort Beweglichkeit vom Forscher, der Forscherin<sup>16</sup>. Die beiden Personen vor dem Eingang des Geschäftes sind eine Frau in einem Rollstuhl und ein Mann, der hinter ihr steht. Sie hält einen Plastikbecher in der Hand und bittet die Passanten, besonders aber die aus dem Geschäft kommenden Personen, um Almosen. Er unterstützt sie dabei, indem er die Vorbeikommenden anspricht. Beide sind vielleicht fünfzig Jahre alt und unauffällig, ärmlich, gekleidet. Ich beobachte sie aber nur kurz und wende mich dem Durchgang zu. „Reichengasse“ – ein normales Straßenschild für diesen schmalen Weg. Über dem „ei“ klebt ein runder, halb aufgelöster Aufkleber.

---

<sup>16</sup> Vgl. Johannes Moser, Simone Egger: Stadtansichten. Zugänge und Methoden einer urbanen Anthropologie. In: Sabine Hess, Johannes Moser, Maria Schwertl (Hrsg.): Europäisch-ethnologisches Forschen. Neue Methoden und Konzepte. Berlin 2013, S. 175 – 204, hier S. 187.

Die Gasse ist knapp zwei Meter breit und verläuft schnurgerade zwischen den hohen Hauswänden. Die Wand rechts scheint vor nicht allzu langer Zeit neu gestrichen worden zu sein. Hell, fast weiß, aber schon zieren einfarbig dunkle Graffiti den Anstrich. Ich gehe langsam in die Gasse. Sie wirkt düster, der Asphalt schmutzig. Am anderen Ende eine Hauswand. Mit jedem Schritt wird der Lärm des Platzes hinter mir leiser, ich habe den Eindruck, mich vom Leben zu entfernen. Außer mir ist niemand in der Gasse. Leere Dosen, Glasscherben, Papier am Boden, dann Erbrochenes – Ekel. Es riecht nach Urin, nach Alkohol. Aus den vergitterten Fenstern des Sportclubs höre ich Lärm. Poltern von irgendwelchen Sportgeräten, metallisches Krachen. Ich kann aber nichts und niemanden erkennen, die Fenster sind schmal und zu hoch, um hineinzusehen. Aber die Geräusche lassen mich die Anstrengung der Sportler erahnen. Die Wand des Hauses wechselt von hell verputzt über zu einer rohen roten Ziegelwand.

Es gibt keinen anderen Ausgang, keine Haustür in diesem Schlauch. Ich erreiche das Ende der Reichengassen. Links öffnet sich die Quergasse trichterförmig zur Brückenkopfgasse – dort herrscht Verkehr und Leben. Rechts verengt sie sich und führt zu einer weiteren Hauswand. Ich versuche meine Kenntnis über die Wege hier auszublenden, versuche, in der mir vertrauten Umgebung ein „grundlegendes Befremden“<sup>17</sup> zu entwickeln und frage mich, wo ich hier bin. Irgendwo im Nichts. Im Abseits – vom Griesplatz und – so wirkt es auf mich – auch vom Leben.

Ein Sportler kommt aus der Tür des Sportstudios und läuft Richtung Brückenkopfgasse, klatscht an einem Verkehrszeichen ab und kommt zurück, verschwindet im Gebäude und kommt dann wieder – das gleiche nochmals. Die Wand ist bunt bemalt, mit einer Szene, wie sie sich im Studio zutragen könnte. Ein Sportler plagt sich sichtlich mit einem schweren Gewicht. Das Bild erinnert an naive Malerei, oder kindliche. Die Tür ist in das Bild integriert, wie eine Tapetetür. Ich muss schmunzeln, mir kommen TV-Bilder der Hofburg dabei in den Sinn.

Genug. Ich gehe wieder zurück und zähle meine Schritte bis zum Platz. Mein Blick ist auf einen sehr schmalen Bereich des Griesplatzes eingeschränkt. Ich gehe fast wie in einer Schlucht. Das gläserne Wartehäuschen und dahinter, auf der anderen Seite des Platzes, ein Wohnhaus in Gelb, wenig attraktiv. Daneben stünde die Welsche Kirche, aber für mich ist sie von hier aus nicht sichtbar. Sie wäre ein schönerer Anblick. Menschen queren mein Blickfeld, Autos, dort vorne ist das Leben.

Nach 40 Schritten werden die Geräusche des Platzes lauter, sehen kann ich aber noch nicht viel mehr. 60 Schritte – ich habe das Ende der Reichengasse erreicht. Der Griesplatz hat mich wieder. Ich bin wieder zurück aus der anderen Welt dort hinten, zurück aus dem Nirgendwo. Ich trete aus dem schmalen Mund der Reichengasse wieder auf den Platz, vorsichtig fast, sehe das Bettlerpaar vor dem Eingang des Geschäftes noch immer auf Almosen hoffen, wende mich nach rechts und verschwinde in der Bewegung des Platzes.

---

<sup>17</sup> Vgl. Ebda. S 188.

*Heimo Lercher*

## **Die Insel auf dem Platz, der keiner sein darf**

Ich habe bis 1992 in Graz gelebt und bin im Randbezirk Gösting aufgewachsen. In meiner Erinnerung haftet dem Griesplatz seit jeher das Etikett an, „keine gute Gegend“ zu sein. Vor 40 Jahren war der Griesplatz wegen der vielen Bars und Animierlokale in seiner Nähe eine Art Ortsangabe für das Rotlicht-Milieu. Heute prägt ihn die multikulturelle Wohnbevölkerung. In den Augen mancher in seiner Umgebung aufgewachsenen Menschen „gehört der Platz jetzt den Ausländern“. „Die Ausländer“ ist ein am Griesplatz oft zu hörender Sammelbegriff, verwendet auch für voll integrierte MigrantInnen, von denen einige längst österreichische StaatsbürgerInnen sind.

Beim Antritt meines ersten Wahrnehmungsspaziergangs nehme ich mir vor, gelernte Vorurteile auszublenden und versetze mich in die Lage eines Touristen, der den Griesplatz auf dem Stadtplan entdeckt hat und sich vom Hauptplatz aus zu Fuß dorthin aufmacht. Der Name „Gries“ stammt übrigens nicht von grob gemahlenem Getreide, sondern von den Schottern und Sanden, die die Mur über viele Jahrtausende hier angeschwemmt hat.

Als städtebauliches Raumelement dient ein Platz entweder wirtschaftlichen oder öffentlichen Zwecken als Marktplatz, Volksversammlungen, festlichen Aufzügen oder reiner Repräsentation.<sup>18</sup> Beim Grazer Griesplatz ist das anders. Seit dem 17. Jahrhundert durfte er kein Platz im Sinne eines Aufenthalts- oder Repräsentationsortes sein, weil er als Durchzugsstraße erhalten musste. Die Griesgasse war Teil der „Kaiserlichen und Königlichen Hauptkommunikationslinie“, einer überregionalen Nordsüd- Fernverbindung von Wien nach Triest.<sup>19</sup> Mit seinen vielen Haltestellen, Rangier- und Parkflächen wirkt der Griesplatz bis heute wie eine unablässig pulsierende Verkehrsader. Wer hierher kommt, hat selten den Griesplatz zum Ziel, sondern ist meistens woandershin unterwegs und wartet darauf weiterzukommen – ins Zentrum, an den Stadtrand oder überhaupt hinaus aus der Stadt.

Ich komme aus der Griesgasse auf den Griesplatz und finde mich hinter einer Bushaltestelle wieder. Ihr Flugdach und drei Kioske bilden den nördlichen Abschluss des Platzes. Im Süden hat der Griesplatz weder Anfang noch Ende. Er geht auf Höhe der Bethlehemgasse nahtlos in die Karlauerstraße über. Insgesamt münden sechs Gassen und eine Straße in den Griesplatz. Rösselmühlgasse und Brückenkopfgasse sind die stärksten Zubringer. Durch die

---

<sup>18</sup> Vgl. Hans Koepf, Günther Binding: Bildwörterbuch der Architektur. Stuttgart 2005, S. 367.

<sup>19</sup> Karl A. Kubinzky, Astrid M. Wentner: Grazer Straßennamen. Herkunft und Bedeutung. Graz 2009. S. 164.

mehrspurige und einbahnige Zweiglgasse fließt der meiste Verkehr in Richtung Augartenbrücke ab. Die Karlauerstraße ist gleichermaßen Zu- und Ableitung. Die direkt aneinander gebauten Häuser schauen – wie bei einem Straßendorf – zur Mitte des Platzes. Zwischen gut erhaltenen Gründerzeit- und Jugendstil-Fassaden erinnern kahle Häuserfronten aus den 1950er und 1960er-Jahren an Wunden, die der Zweite Weltkrieg auf dem Platz geschlagen hat. Neben einem alteingesessenen Elektrofachgeschäft bestimmen Gastronomie, Lebensmittelhandel und Handy-Shops die gewerbliche Struktur. Die drei Friseure werben in ihren Schaufenstern auch für Messerrasuren. Im Unterschied zu den Wettbüros ist die Welsche Kirche bis auf einen kleinen Vorraum meist geschlossen. Über den Platz verstreut stehen 16 junge Bäume, vor denen in den Boden eingelassene Schilder an Baumpaten erinnern.

Tausende Fahrzeuge überschwemmen Tag für Tag den Griesplatz, in dessen Mitte eine kleine „Insel“ den Verkehrsströmen trotzt. Der Gebäudekomplex zwischen den Regionalbus-Haltestellen erinnert mich irgendwie an ein auf Grund gelaufenes Lastschiff. Der größte Teil seines Rumpfes besteht aus einer öffentlichen Toilettenanlage, deren Eingang nicht weniger als acht Mülltonnen bewachen. Im Süden, gewissermaßen am Heck, befindet sich eine Trafostation. Den Bug bildet eine winterfeste Bretterbude, die zu zwei Dritteln ein Satteldach, zu einem Drittel ein Pultdach trägt. Es scheint, als sei der flach gedeckte Teil erst später angebaut worden. Beide Teile des Holzbaus haben eigene Türen, der ältere zusätzlich ein großes Schiebefenster mit einer schmalen Theke.

Außer einem verwitterten Coca-Cola-Schild deutet wenig darauf hin, dass man hier etwas zu essen bekommt. Ist das etwa die Kommandobrücke meines vermeintlichen Schiffswracks? An einem trüben Herbsttag erkenne ich durch die schmutzigen Glasscheiben einen Lichtschein und beschließe, einzutreten. Ich öffne die Tür und treffe in der schummrigen Stube auf zwei weißhaarige Männer. Beim jüngeren der beiden – offenbar der „Wirt“ und 72, wie ich später erfahren sollte – bestelle ich eine Bratwurst mit Cola und setze mich an einen der zwei Tische. Der Wirt und sein bis vor kurzem einziger Gast (76) unterhalten sich über vergangene Zeiten.

Nach wenigen Minuten werde ich Teil der Unterhaltung, erst nur als stiller Zuhörer, dann als Kommentator, zuletzt auch als Stichwortgeber. Die beiden Männer identifizieren mich als Ortsunkundigen, dem sie ein paar grundlegende Dinge über den Platz mitteilen wollen, die ich wissen sollte. Während ich feststelle, dass das Ragout zur Bratwurst tatsächlich so „höllisch“ scharf ist, wie mir der andere Gast prophezeit hatte, höre ich also, dass genau hier, an dieser Stelle, früher einmal eine Tankstelle gestanden war. In zwei Jahren solle der Platz wieder umgebaut werden, erzählt uns der Wirt. Ob er dann noch Griesplatz heißen werde, fragt der andere Gast. Sicher, erwidert der Wirt. Obwohl, fügt er hinzu, „Klein-Istanbul“ wohl besser passen würde. Er werde aber ohnedies bald „aufhören“ und sich seinen Standplatz ablösen lassen. Schon vor 20 Jahren habe es die Stadt mit einem Umbau des Platzes versucht. Außer Millionen an

Planungskosten sei aber nicht viel dabei herausgekommen, lässt er mich an seiner Skepsis teilhaben.

Ist diese Würstelbude womöglich eine Art letzte Bastion der alteingesessenen Griesplatz-Bewohner? Von hier herinnen werden jedenfalls die Veränderungen da draußen mit Argwohn beobachtet – in dem Wissen, dass der Platz schon lange nicht mehr das ist, was er für die beiden alten Männer früher einmal war: „ihr“ Griesplatz.



*Elisabeth Sarkleti*

## **Grenzen zwischen Tag und Nacht verschwimmen**

Es ist früher Vormittag. Ich ziehe gemächlich über den Griesplatz. Meine Schritte knirschen dumpf am Asphalt. Der Boden ist feucht. Dicke, graue Regenwolken ziehen, genau wie ich, ihre Bahnen über den sogenannten Platz. Menschen wandeln wie automatisch von einem Punkt zum anderen. Keiner scheint mich zu bemerken. Auf dem Boden befinden sich Becher und Flaschen, der Inhalt nicht immer ganz ausgetrunkenen Inhalten. Es wirkt, als hätte sie jemand nur abgestellt, um später wieder daraus zu trinken.

Aus einem offenen Lokaleingang wehen mir laute Musik und der Geruch von kaltem Zigarettenrauch, entgegen, gepaart mit Alkohol und Kaffee. Mir kommen durchzechte Nächte in den Sinn. Einige Lokale haben noch geschlossen, während andere schon längst ihre Waren und Dienstleistungen anpreisen. Das Angebot am Griesplatz besteht dabei vorwiegend aus Handy,-, Fast-Food,- und Friseurläden. Die Geschäftsfassaden wirken auf mich unmodern: Blinkende Eingangsschilder, Schriftzüge in leuchtend, bunten Farben kombiniert mit nicht mehr zeitgemäßen Schriftarten: Ein Überbleibsel aus den 90ern oder gerade wieder im Trend?

Meine Gedanken werden jäh unterbrochen. Ein lautes Bremsgeräusch ist zu hören. Es folgt ein lautes dreimaliges Hupen. Schnell schaue ich in die Richtung des Geräusches. Eine Autofahrerin deutet wütend mit ihren Händen in die Richtung eines weißen Fiats mit schwarzen Felgen, der nach einer zögernden Sekunde unbeirrt weiter fährt.

Jetzt erst nehme ich das Übel wahr: Der Geräuschpegel macht es mir schwer, mich zu konzentrieren. Autos kreuzen beharrlich den Griesplatz. Egal wo man sich bewegt, man kommt den lauten und rauchenden Gefährten nicht aus. Ich bekomme das beklemmende Gefühl, ich würde mich auf dem rettenden Betonstück inmitten eines Kreisverkehrs befinden. Ein graues Auto zieht meine Aufmerksamkeit auf sich. Die Heckscheibe scheint nicht mehr vorhanden zu sein, stattdessen bedeckt Klarsichtfolie die Stelle, wo gewöhnlich eine Scheibe ist. Einige Geschäftslokale sind anscheinend schon seit langem nicht mehr geöffnet worden. In ihnen ist es dunkel und leer, ausgeräumt und verstaubt. Sie machen einen traurigen Eindruck. Ich stelle mir Jemanden vor, der einst mit großer Hoffnung und viel Erspartem sich seinen Traum erfüllt und ein Geschäft eröffnet hat, es aber doch letztendlich kläglich das letzte Mal für immer zusperren wird, das Ersparte verloren hat und wahrscheinlich auch die Hoffnung.

Mit dem Betrachten des Geschehens wird mir bewusst: Am Griesplatz scheint die Zeit still zu stehen. Grenzen zwischen Tag und Nacht verschwimmen. Den Essensgerüchen nach zu urteilen könnte ich mir schon am Vormittag ein

Mittagessen organisieren. Die Auswahl ist groß. Ein Betrunkener wankt mir mit offenem Hosentürl entgegen, während auf der gegenüberliegenden Seite ein Mann mit Aktenkoffer und zerzaustem grauen Haar hektisch das Weite sucht. Im kleinen Wiesenstück neben der Pestsäule führt ein Mann seinen Hund aus und kramt ungeduldig ein rotes Sackerl hervor. Der Hund verrichtet auch, wie erwartet, nach einigen Minuten sein Geschäft, welches der Mann dann sogleich, wie vorhergesehen, versucht mit dem Sackerl aufzuheben. Dabei dürfte er so einige Schwierigkeiten haben, da der Hund nun schon etwas anderes und Interessanteres gesehen oder erschnuppert hat. Der kräftige Hund zieht den gebückten Mann zur Seite während dieser immer noch versucht, das Sackerl zu befüllen und dabei wutentbrannt den Hund anschreit, er möge doch bitte stehen bleiben. Amüsiert betrachten ich und eine junge Frau, die an der Bushaltestelle wartet, das Geschehen. Ich gehe weiter, als ich in eine Seitengasse einbiege, bemerke ich die Dichte der Nachtclubs. Ob auch diese ihre Pforten nun geöffnet haben?

Ich wage einen Blick auf eine der Eingangstüren, sie ist zerkratzt. Ich bilde mir ein, Musik aus dem Inneren zu hören. Vor einem anderen Nachtclub telefoniert eine Frau, schaut in die Ferne, und raucht dabei eine Zigarette. Was der Platz bietet, scheint den Bedürfnissen der Menschen angepasst, nicht der Uhrzeit, überlege ich und wende mich wieder dem Platz selber zu. Er wirkt chaotisch und laut auf mich, lädt nicht zum Verweilen ein. Ja es fehlt an Orten, an denen man nicht irgendeine Funktion erfüllen muss. Wo kann man sich hier, abseits den Räumen des Konsums entspannen, flanieren und mit anderen Menschen interagieren, sich begegnen und treffen?

Eine Zeit lang nehme ich mir vor, meine Augen bloß auf den noch immer feuchten Boden zu richten. Besonders in den Bereichen rund um die Nachtclubs und in einigen einsamen Ecken finde ich eine große Anzahl leerer Zigarettenschachteln, Zigarettentümmel und auch einige eher skurrile Dinge, die mich noch einmal an eine durchzechte Nacht denken lassen, ein Wattestäbchen, dessen Watte sich durch die Feuchtigkeit schon um das Dreifache vergrößert hat, einen blauen Socken, eine Slipeinlage und etwas, das auf den ersten Blick wie ein Kopfhörer aussieht, jedoch nur einen Hörer besitzt und bei weiterem Betrachten gar nicht in ein Ohr zu gehören scheint.

Meine Gedanken schweifen ab. Ich frage mich, wie die Dinge wohl dorthin gekommen sind, und welche Geschichten und vielleicht Schicksale dahinter stecken mögen. Ich schaue Richtung Innenstadt, plötzlich und völlig unerwartet leuchtet der Uhrturm hinter den Häusern gut sichtbar hervor.

*Sonja Degenhard*

**„Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“**

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“ – Dieses Sprichwort benutzte ein älterer Mann als Charakterisierung des Griesplatzes in Graz. Es sollte eine Weile dauern, bis ich auf meinen Wahrnehmungsspaziergängen verstand, was er damit meinte.

Die „kulturelle Vielfalt“ am Platz ist sofort sichtbar. Jedoch ist der Platz kein touristisch erschlossener Ort. Mir fällt auf, dass mir zwar viel auffällt, aber nichts hier mein Interesse über eine längere Zeit binden kann. Das Touristenauge sucht auf dem Griesplatz nach irgendetwas zum „Festhalten“. Durch die Geschwindigkeit des Flusses des öffentlichen Verkehrs geraten die verkehrsberuhigten Sitzmöglichkeiten hinter dem Wartebereich der Bushaltestellen sehr in den Hintergrund. Aber sind solche Einladungen zum Verweilen, solche typischen Treffpunkte wie es z.B. der Erzherzog-Johann-Brunnen am Hauptplatz ist, nicht der wichtigste Grund, warum sich Touristen einem städtischen Platz nähern und ihn genauer erkunden wollen? Als meine Mutter ein paar Tage bei mir zu Besuch war, zeigte ich ihr den Griesplatz mit der Anmerkung, dass ich ein Seminar über diesen Ort belege. Sie schaute mich verwundert an und fragte: „Warum das denn?“ – Auch sie wüsste nicht, was es Besonderes hier gäbe, das es wert sei, darüber Forschungen anzustellen. Warum sollte man sich mit einem Ort befassen, an dem man sich auf Anhub unwohl fühlt? Zu laut der Verkehr, ungepflegt die Dächer, zu vermüllt der Gehweg, zu versteckt und beinahe unwichtig erscheint die Welsche Kirche. Man muss sich gut umsehen, um interessante Häuserfassaden auszumachen. Als Austauschstudentin im Wintersemester kenne ich den Platz nun nur in der kalten Jahreszeit und die Temperaturen mochten teilweise nach oben klettern, aber für mich blieb dieser Ort trist. Den Willen für eine Feldforschung musste ich mir erst mühsam erarbeiten. Das Gespräch mit meiner Mutter und die Begegnung mit ihrem Blick hatte mir erst klar gemacht: Ich war mir selber in meiner Rolle als Touristin im Weg dabei, genau hinzuschauen und mich von den vordergründigen Hässlichkeiten nicht so sehr beeindrucken zu lassen, dass ich darüber hinaus nichts mehr wahrnehmen konnte oder mochte.

Ein paar Wochen später machte ich mich zusammen mit Kolleginnen ein weiteres Mal auf ins Feld. Ein älterer Mann – vermutlich Rentner – scheint sich für uns drei junge Frauen, die mit Schreibblock und Stift in der Hand sich Notizen über die Umgebung machen, zu interessieren. Deshalb sprach er uns an und schien an einem Interview interessiert, also eine Art von Initiativbewerbung bei uns „Wissenschaftlerinnen“. Die unerwartete und unaufgeforderte Auskunftsfreude des Passanten half mir dabei, einen Neuanfang im Forschungsfeld zu starten. Bereitwillig schilderte er seine Sicht auf den

Griesplatz: Zusammen mit dem Lendplatz sei der Griesplatz in früheren Tagen ein „Gegenzentrum“ zur Innenstadt gewesen, mit, seiner Meinung nach, für Touristen durchaus interessanter Jugendstil und Barock Architektur. Der Griesplatz lag zudem an der Hauptdurchzugsstraße zum ehemaligen Jugoslawien, der Triester Straße, die von Karl VI. gebaut worden ist. Dadurch habe sich der geschäftige Charakter erhalten. Heutzutage klage die Anwohnerschaft aber über das Kriminellenmilieu, die Streits unter den Migranten und die „100%“ in den Schulklassen, womit der Prozentsatz der Migrantenkinder<sup>20</sup> in den Klassen gemeint ist. Der Griesplatz sähe wohl harmlos aus, aber letztendlich „ist nicht alles Gold, was glänzt“, sagt der auskunftsfreudige Passant mit dem reich verzierten, silbernen Kreuz um den Hals uns noch. Und dann empfiehlt er uns, dass wir uns einen Eindruck vom Platz lieber im Norden bei den Bushaltestellen bilden sollten. Sonst gerate die Wahrnehmung zu „einseitig“ und zu negativ, nämlich wohl durch die Unbelebtheit des unteren, südlichen Teils, wo wir während des Gesprächs gerade standen, in der Nähe der Bethlehemgasse. Das war der fehlende Hinweis, der mich noch gefehlt hatte: Ich brauchte also einen „frischen“, unverstellten Blick auf das Feld.

Wenn nicht alles Gold ist, was glänzt, dann stellte sich mir die Frage, was hier überhaupt glänzt. Oder, ob es überhaupt – sieht man von der einsam wirkenden Pestsäule auf der Verkehrsinsel ab – glänzende oder gar goldene Dinge am Griesplatz gibt. Man muss das „Gold“ in einer Feldforschung manchmal möglicherweise erst mühsam suchen, aber dafür glänzt es, wenn man es gefunden hat, umso schöner. In meinem Fall sitzt das Gold, also das Forscherinteresse nicht in der Architektur. Ich muss den Griesplatz neu sehen lernen. Durch die kleine, ehrliche Geschichtslektion des Passanten veränderte sich mein Empfinden gegenüber der Atmosphäre auf dem Griesplatz. Die Geschäftigkeit muss ich akzeptieren, um hinter den Vorhang blicken zu können, nämlich auf die Anwohner. Sie müssen in den Fokus der Forschung gerückt werden. Sie sind es, die den Platz definieren und ihn „menschlich“ machen. Rolf Lindner beschreibt die „Angst des Forschers vor dem Feld“ als Gefährdung der Forschungsergebnisse *„in Form von Verzerrungen, Vorurteilen, Dramatisierungen, Projizierungen und Selbstrechtfertigungen“*<sup>21</sup> während des Beobachtens von Personen und deren Alltag. Ich überwinde meine Angst vor einem fremden, für mich im ersten Moment nicht gerade einladend aussehenden Ort, indem ich den Griesplatz als einen zwar unscheinbaren, aber

<sup>20</sup> Interview der Kleinen Zeitung mit dem Direktor Alexander Loretto der Volksschule St. Andrä „Das sind die Kinder von St. Andrä“ unter „Fakten“: *„Ein Kind mit Deutsch als Muttersprache besucht die Grazer Volksschule St. Andrä gegenüber dem Bad zur Sonne. Insgesamt 150 Kinder gehen an diese Schule. Der Anteil geht also gegen 100 Prozent.“*, vgl. [http://www.kleinezeitung.at/s/steiermark/graz/3984022/Keine-MultikultiSchule\\_Das-sind-die-Kinder-von-St-Andrae](http://www.kleinezeitung.at/s/steiermark/graz/3984022/Keine-MultikultiSchule_Das-sind-die-Kinder-von-St-Andrae) (14.12.15).

<sup>21</sup> Rolf Lindner: Die Angst des Forschers vor dem Feld. Überlegungen zur teilnehmenden Beobachtung als Interaktionsprozess. In: Zeitschrift für Volkskunde 77, 1983, S. 60.

dadurch umso beforschenswerteren Platz „aus Gold“ akzeptiere und beginne, mich tiefer einzulassen, anfangs, genauer zu schauen, über die Geschichte des Platzes nachzudenken. Und vor allem, indem ich anfangs, mich auch für die Menschen dort zu interessieren beginne, mich auf sie konzentriere, mir ihre Lebensarten anschau. Oft entfaltet sich erst auf den zweiten Blick der wahre Charakter eines Feldes. Das bekannte Sprichwort „Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“ veranschaulicht hierbei die Perspektivenveränderung, die ich absolviert habe. Ich habe begonnen, den Blick eines Anwohners auf seine Heimat ernst zu nehmen: Es gibt überall schwarze Schafe, die etwas vorgeben, was sie nicht sind. Den Glanz des „wahren Goldes“ stellen aber für ihn die Menschen dar, die den Platz auf ehrliche Weisen nutzen. Ich glaube, dies ist, was der Mann mit dem Silberkreuz meint. Und das könnte vielleicht der Beginn einer interessanten Feldforschung werden.

Anna Zissler

## Traditionssymbolik am Griesplatz

Am Griesplatz leben und arbeiten viele Menschen unterschiedlicher Nationalität und Herkunft, die *kulturelle Vielfalt* am Platz wird sichtbar. Das fordert die Gesellschaften dazu auf, sich damit auseinanderzusetzen, sind doch Begeisterung und Faszination einerseits, sowie Befremdung und Ablehnung<sup>22</sup> andererseits nur die zwei Seiten derselben Medaille, nämlich der Notwendigkeit, sich mit Definitionen von Kultur und der Bedeutung und Benutzung des Begriffes der *kulturellen Vielfalt* in allen Dimensionen zu befassen. Das waren einige meiner Gedanken, als ich mich ins Feld begab.

Während meines Wahrnehmungsspaziergangs ließ ich mich von meiner Intuition leiten, dabei stieß ich auf Denkmäler aus längst vergangenen Zeiten und auf Symbole und Zeichen, die sich auf den Fassaden vieler Gebäude finden und die an *Traditionelles* erinnern. Ich schaute mir auf eigene Faust den kleinen Lebensmittelladen genauer an. Dieses Geschäft war früher einmal ein Bürgerhaus bzw. Wohn- und Geschäftshaus. Das aus zwei Gebäuden zusammengebaute, zweigeschossige Haus stammt aus dem 17. und 18. Jahrhundert und trägt im Grazer Geoportal-Kataster die Grundstücksnummer 302.<sup>23</sup> Das Hofgebäude aus dem 18. Jahrhunderts hat sich mit seiner Ausrichtung an der Grenadiergasse und der Sterngasse orientiert. Auf den ersten Blick wirkte das Haupthaus mit Schopfwalmgiebel eher altertümlich auf mich. Bei näherer Betrachtung konnte ich eine barocke Fassade erkennen, die seit der Bauzeit bis jetzt erhalten geblieben ist. Eine besondere Akzentuierung erfährt das Gebäude durch die in der Fassadenmitte angebrachte Sandstein-Nischenfigur einer heiligen Maria in reicher Stuckumrandung. Das Bauwerk gehört zu den denkmalgeschützten Objekten in Graz.

Als ich mich dem Eingang des Lebensmittelladens näherte, sah ich vor der Tür zwei Stroh puppen, eine weibliche Gestalt in einem Dirndl und eine männliche Figur, gleich daneben in einer Lederhose und mit passendem Hut. In einem Kurzinterview berichtete mir die Betreiberin des Ladens, dass die beiden Puppen bereits vor mehreren Jahren aufgestellt worden waren. Der Strohhmann und die Strohfrau sollen ein Markenzeichen für das *typisch steirische* Geschäft sein und eine gewisse Tradition ausstrahlen. So liegt es für mich nahe, die Stroh puppen in diesem Zusammenhang als Teil einer beabsichtigten Traditionssymbolik zu verstehen. Der Soziologe George Herbert Mead

<sup>22</sup> Vgl. Werner Schiffauer: Das Eigene und das Fremde. In: Ina-Maria Greverus, Konrad Köstlin, Heinz Schilling (Hrsg.): Kulturkontakt, Kulturkonflikt. Zur Erfahrung des Fremden. Frankfurt am Main 1988, S. 255-262.

<sup>23</sup> Vgl. Robert Grill: Baumkataster der Stadt Graz.

<http://www.geoportal.graz.at/cms/beitrag/10228404/4515617/> (19.12.2015).

beschreibt in seiner Arbeit über den symbolischen Interaktionismus genau diese Thematik: Symbolische Interaktion bzw. symbolisch vermittelte Interaktion ist ein, „auf andere [Objekte, Menschen] oder wechselseitig abgestimmtes Handeln, das mittels Symbolen [...] erfolgt.“<sup>24</sup> Das bedeutet, dass die Strohpuppen sich symbolisch von der Umgebung abheben (und abheben sollen). Die Strohpuppen fallen auf, weil sie einen Kontrast zu anderen Geschäften der Umgebung bilden, zu jenen anderen Lebensmittelläden, die Kebab oder Pizza verkaufen.

Aber, was ist es, das einen stutzen lässt, warum fallen die Puppen so sehr ins Auge? Ist es wirklich nur der äußere Unterschied zwischen dem, was die Eigentümerin als „einheimische“ Tradition bezeichnet und der Sichtbarkeit anderer Kulturen? Die Betreiberin des Geschäfts, meint dazu, dass ausschließlich Österreicher zu ihr kommen und sie auf diesem Platz das einzige steirische Unternehmen sei. Einige einheimische Produkte, wie sie sie nennt, sind das steirische Kürbiskernöl, die Äpfel aus Bio-Anbau und die inländischen Weine aus Gamlitz. Mich persönlich überraschte ihre Aussage, dass sie ausnahmslos österreichische Produkte verkaufe, da man bei eingehender Betrachtung des von ihr angebotenen Sortiments nicht unbedingt sagen würde, dass sie viele solcher Produkte führt. Allerdings bestätigte meine eigene Beobachtung ihre Behauptung, dass am ehesten ältere Frauen und Männer in diesem Laden einkaufen. Man könnte annehmen, dass sie vielleicht genau jene traditionellen Werte suchen, die Frau Zickler in unserem Kurzinterview so oft erwähnte. Sie ist der Überzeugung, ohne ihren *steirischen Lebensmittelladen* würde *die Tradition* an diesem Platz verloren gehen. Mir stellt sich die Frage, wieso sie so stark an den traditionellen Werten festhält.

Allgemein gesehen lässt sich auf dem Platz die unterschiedliche Symbolik, wie bereits am Beispiel der Strohpuppen und dem dazugehörigen Gebäude erwähnt, feststellen. Es kommt zur Vermischung vergangener und gegenwärtiger Symboliken, wie sich z.B. im Nebeneinander eines eher traditionellen Geschäftes gleich neben einem Kebabladen zeigt. Und gerade dieses Nebeneinander ist es, dass immer wieder dazu auffordert, auch Traditionen hervorzukehren, die man an anderen Stellen längst für überwunden hielt.

---

<sup>24</sup> Volker Kruse: Geschichte der Soziologie. München 2012, S. 117.

## **Vernetzung und Sprache**

Viktoria Pichler

## Die Sprache des Raumes

Vergangenes und Gegenwärtiges. Eigenes und Fremdes am Griesplatz.

Der Griesplatz ist bekannt dafür, ein Ort zu sein, an dem Menschen verschiedenster Herkunft und Nationalität leben. Kulturen treffen aufeinander, bestehen nebeneinander und vermischen sich. Man trifft auf eine Vielzahl von kleinen Handyshops, auf Goldankaufsstellen sowie auf den einzigen, bis heute erhaltenen Waschsalon in der Stadt. Auch ausschließlich für Herren vorgesehene Friseure sowie ein bekanntes Bankinstitut, mit dem Geldüberweisungen in das Ausland getätigt werden können, sind am Platz vertreten. Diese Dienstleistungen und Angebote sprechen all jene Personen an, die eine spezifische Notwendigkeit dafür haben. Andere nehmen wiederum Abstand davon. Gleichzeitig stößt man auf Relikte einer vergangenen Zeit, wie auf die alte Bezeichnung „*Gasthof zum Bären*“ über einem Pizza-Laden, die nur vermuten lässt, dass hier die Gäste früher einmal anders bekocht wurden als heute. Der verschnörkelte Schriftzug *Espresso* über dem modernen 24-Stunden-Café „*Hangover*“ mit tanzenden Silhouetten neben der Eingangstür irritiert beim Anblick der Gebäudefassade. Welche Bedeutung hat diese Kombination? Handelt es sich nun dabei um ein Kaffeehaus, um ein Lokal zum Feiern oder vielleicht um beides? Beim Orientcafé „*Shisha Palace*“ wird steirisches Bier ausgeschenkt, wie bereits das Logo auf der Lokalbeschilderung erkennen lässt. Es ist, als würde das Eigene auf das Fremde und das Gegenwärtige auf das Vergangene treffen, die Vergangenheit in der Gegenwart mitschwingen und sich mit ihr vermengen. Der Raum, die Bauwerke und die Architektur scheinen den BetrachterInnen etwas mitzuteilen. Arabischsprechende, muslimische Frauen mit Kopftüchern treten aus dem türkischen Lebensmittelgeschäft heraus, spazieren über den Platz, gehen an der barocken, katholischen, Pestsäule vorbei und verweilen döneressend in einem Gebäude, dessen Fassade von Fresken und einer Marienstatue geschmückt ist, während die Glocken der Welschen Kirche ertönen. Das Symbol der Heiligen-Drei-Könige schmückt die Eingangstür des von Afrikanern betriebenen ghanaischen Kulturzentrums, welches sich *Gasthaus „Meet me there“* nennt. Die Bäckerei „*Zum Griesbäcker*“ mit der Brezel als Zunftzeichen und ihrem Gründungsjahr, erscheint auf den ersten Blick von außen eine „traditionell österreichische“ Bäckerei zu sein. Beim zweiten Blick erkennt man jedoch, dass es sich um eine Bäckerei handelt, in der albanische Back-Tradition gepflegt wird.

Die Annahme ist also nicht deckungsgleich mit der Wirklichkeit. Unser Auge unterliegt einer Täuschung oder vielleicht ist sie doch nur das Ergebnis einer Vermischung von Kulturen? Dieses Zusammenbringen von gegensätzlichen

Elementen, wie die Beispiele vorhin zeigen, führt bei den BetrachterInnen zu Irritationen. Der Griesplatz ist von einer Heterogenität geprägt, die historisch und ethnisch bestimmt zu sein scheint.

Die Kultur, meint Edward T. Hall, sei das einzige Medium, mit dem Menschen sinnvoll agieren und interagieren können.<sup>25</sup> Auch am beschriebenen Platz hat man das Gefühl, als ob das fremde kulturelle Umfeld mit dem gewohnten interagiere. Kultur ist im wesentlichsten Sinne Kommunikation. Das betrifft die Architektur besonders, da diese nicht nur eine Funktion erfüllt, sondern gleichzeitig ein System von Zeichen ist, die auch nach außen kommunizieren. Als ich über den Platz schlenderte, fühlte ich mich fremd und vertraut zugleich. Die Symbolik von gewissen Geschäften zog mich an, vielleicht deshalb, weil für mich die dahinterstehenden kulturellen Codes verständlich waren. Andere, mir unbekannt Symboliken hielten mich wiederum fern. Die Architektur selbst und ihre Sprache sind es, die sowohl Werte, Traditionen und Interessen, als auch kulturelles Zusammenleben, Konflikte und Veränderungen zum Ausdruck bringen, denn Gegenstände und Gebäude teilen uns auch immer etwas mit.<sup>26</sup> „Die Architektur dient den emotionalen, geistigen und praktischen Bedürfnissen der Menschen. Bauwerke spiegeln unsere Vorstellungen über uns selbst und die Welt sowie unsere höheren Ziele wieder.“<sup>27</sup>

Die Bauwerke am Griesplatz versammeln und vermengen an ihren Fassaden die Spuren verschiedenster Menschen und Kulturen in Form von Symbolen, die es zu deuten und zu verstehen gilt. Sie zeugen von der Pluralität und der Vielschichtigkeit ihrer heutigen wie früheren NutzerInnen und geben mir, der Passantin, Auskunft über den Wandel und die Liminalität der eigenen Kultur und ihrer materiellen Relikte im Laufe der Zeit.

---

<sup>25</sup> Vgl. Edward T. Hall: Die Sprache des Raumes. Düsseldorf 1976, S. 185.

<sup>26</sup> Vgl. Umberto Eco: Einführung in die Semiotik. München 1972, S. 293, 296, 301.

<sup>27</sup> David Fontana: Die Sprache der Symbole. Ein visueller Schlüssel zur Bedeutung der Symbole. Düsseldorf 2004, S. 126.



*Karin Suppanz*

## **Haltestellen**

Orte, an denen man Halten und Verhalten beobachten kann

Ich betrat den Griesplatz über die Griesgasse, es war früher Nachmittag und obwohl die Sonne schien, war es kalt und windig. Ich überquerte den Platz Richtung Welsche Kirche, machte dann aber auf der Verkehrsinsel bei den Bushaltestellen Halt und setzte mich in eines der Wartehäuschen. Die Sitzbank war eiskalt, aber das Häuschen bot Schutz vor dem Wind und dämpfte auch ein wenig den Verkehrslärm. Hinter mir rauschte der Verkehr vorbei. Die Verkehrsinsel, auf der die Wartehäuschen stehen, ist klein und schmal. Die Mistkübel quollen über und ich fühlte mich vom Verkehr regelrecht umzingelt. Vor mir die Busse, hinter mir vorbeifahrende Autos. Alles wirkte hektisch. Auch die Passanten schienen es eher eilig zu haben, niemand blieb länger stehen. Menschen die auf den Bus warteten, blickten ständig auf die Uhr oder wippten unruhig hin und her. Der Platz machte auf Grund des Wetters und des Verkehrslärmes auch keinen einladenden Eindruck. Die meisten Fahrgäste die ein- und ausstiegen waren ältere Leute, Schüler und Schülerinnen, sowie Frauen mit Kindern. *„Was wir sehen, ist zweifellos eine Frage des Bemerkens und nicht der Tatsachen. Zu den Prädispositionen jeder Wahrnehmung zählen ‘vorher erworbene inhaltlich besetzte Muster, um die einfallenden Sinnesdaten ordnen, selegieren und auch modifizieren zu können‘.“*<sup>28</sup>

Mir fielen vor allem die Frauen mit kleinen Kindern auf, welche aus den Bussen ausstiegen. Einerseits wohl, weil ich selbst einen zweijährigen Buben habe, und andererseits weil das Wort Haltestelle für mich auf einmal eine gänzlich neue Bedeutung bekam, als ich sah, wie angestrengt Mütter ihre Kinder beim Aussteigen festhalten mussten. Sie mussten die Kinder halten, damit sie nicht über die Schwelle des Busses stolperten, nicht Richtung Straße und somit zu den fahrenden Autos laufen konnten, zwischen den Ein- und Aussteigenden nicht verloren gingen. Es gab so viele Gründe. Die Situation wirkte jedes Mal bedrohlich auf mich, wenn ich sah, wie eine Mutter ihr Kind mit sorgenvollem Blick festhielt. Da ich selbst selten mit dem Bus fahre, war es mir noch nie aufgefallen, wie gefährlich eine so alltägliche Handlung für die Kleinsten sein kann. Doch da ich nun selbst Mutter bin, erkannte ich, dass sich auch meine Wahrnehmung stark verändert hat, mir fielen andere Dinge auf als früher und in dieser Situation fühlte ich regelrecht mit den Müttern mit.

---

<sup>28</sup> Hans Paul Bahrdt: Grundformen sozialer Situationen. Eine kleine Grammatik des Alltagslebens. Hg. von Ulfert Herlyn. München 1997, S. 84.

Ich beobachtete eine junge Frau, die ein Kopftuch und lange weite Gewänder trug. Sie hatte drei kleine Kinder dabei, eines davon saß noch im Kinderwagen. Der Buschauffeur war ihr dabei behilflich, den Kinderwagen aus dem Bus zu heben. Sie selbst hatte dafür nur eine Hand frei, denn die andere brauchte sie, um die beiden anderen kleinen Kinder festzuhalten. Von beiden Kindern hatte sie nur einen Zipfel ihrer Jacken in der Hand. Kaum waren sie aus dem Bus draußen, riss sich das größere der beiden los und sauste Richtung Zebrastreifen. Die Mutter rannte hinterher, das zweite Kind im Schlepptau, den Kinderwagen ließ sie stehen. Sie fing das Kind dort ein und sprach eindringlich mit ihm. Die Mutter machte einen zutiefst erschrockenen Eindruck auf mich, während das Kind nicht so wirkte, als würde es die Sorge der Mutter nachvollziehen können. Dann, ohne seine Hand loszulassen, ging sie zurück zum Kinderwagen und machte sich mit allen dreien auf den Weg Richtung Zebrastreifen. Während meiner Beobachtung stiegen auffallend viele Frauen mit kleinen Kindern in die Busse ein oder aus. Die meisten wirkten angespannt, vor allem jene, die mehrere Kinder dabei hatten.

Die Busfahrer - und fahrerinnen allerdings machten allesamt einen höflichen und hilfsbereiten Eindruck, wenn sie den Frauen mit ihren Kinderwägen halfen. Sie lächelten den Kindern zu, einige winkten sogar zum Abschied. Die Frauen hatten verschiedene Taktiken, um ihre Kinder zu halten und abzusichern. Einige mühten sich ab, mit einer Hand den Kinderwagen zu heben und mit der anderen Hand das zweite Kind festzuhalten. Andere ließen ihre Kleinen sich am Kinderwagen festhalten, was den Ausstieg mühsam machte, ihnen dafür aber eine gewisse Kontrolle über ihre Kinder gab. Wieder andere hatten ihre Kinder auf dem Arm oder auf den Schultern sitzend.

Da die Haltestelle am Griesplatz eine zentrale Bushaltestelle ist, an der sechs Linien halten, verwundert es doch, dass keine baulichen Maßnahmen, abgesehen von den Zebrastreifen mit Fußgängerampeln, zur Sicherheit der Jüngsten vorhanden sind. Und dass sich der Begriff Haltestelle auch dadurch zu definieren scheint, dass Mütter ihre Kinder *festhalten* müssen.

Isabella Schmidtsberger

## Die Flucht vom Griesplatz

In diesem Text möchte ich die Frage aufwerfen, warum Menschen vom Griesplatz flüchten und andererseits auch ein wenig über mögliche Gründe nachdenken, wieso Personen kaum auf dem Grazer Griesplatz verweilen. Der Griesplatz war, historisch gesehen, ein wichtiger Warenumschnlagplatz zwischen Norden und Süden, heute ist er eher vom Verkehr und leeren, auch *emotionsleeren* Gehsteigen gezeichnet. Auch heute ist der Griesplatz noch ein wichtiger Kreuzungspunkt im Grazer Stadtverkehr, jedoch fehlt ihm, so meine Wahrnehmung, dafür noch etwas Wichtiges – die Menschen, weil auch sie es sind, die an der Herstellung von Raum beteiligt sind:

*„Raum ist nicht allein als physischer Ort zu denken, auch nicht als ein Container bestimmter Lebensformen, sondern als komplexer und eben ganz spezifischer Prozess der kulturellen und der sozialen Differenzierung, die als je spezifische Antworten, als permanenter Dialog der Menschen mit den sie umgebenden Objekten zu begreifen sind.“<sup>29</sup>*

Wegen des starken Verkehrs, der den gesamten gleichnamigen Stadtteil Gries prägt, können die Menschen den für sie vorhandenen Raum zum Leben am Platz kaum wahrnehmen. An Bushaltestellen werden Wartezeiten in kürzester Zeit überwunden, Verharren ist nicht erwünscht oder geplant. Minutiös getaktete Ampelphasen, qualmender Verkehr, Stoßstange an Stoßstange, quietschende Bustüren und dirigiertes Gehupe lassen diesen Verkehrsknotenpunkt wie eine große, geölte Maschine wirken. Der Verkehr rollt über den herbstlich nassen Asphalt und scheint niemals zu enden. In diesem eingespielten, mechanisierten System ist etwas derart *Fehleranfälliges* oder Spontanes, wie der Mensch es ist, nicht gerne gesehen.

Es scheint, als ob nur die Menschen die Wartezeiten verursachen würden. Busse müssen halten, um Menschen ein- und aussteigen zu lassen, Rotphasen sind nötig, um das Queren von Zebrastreifen zu ermöglichen und so weiter. All dies bringt die Maschinerie Griesplatz ins Stocken. Nichtsdestotrotz macht einen Platz die Verbindung von ständiger Bewegung, von Menschen und Interaktion zwischen ihnen aus. So beschreibt das der französische Philosoph Henri Lefebvre und fasst in dem Satz zusammen, „dass der Raum als Konstrukt des sozialen Handelns zu denken ist.“<sup>30</sup> Auf diesem konkreten Platz Griesplatz nehmen konkrete Personen jedoch nur den wenigen Raum entlang der Häuserzeilen ein. Das Leben auf diesem Platz findet immer nur abseits der

<sup>29</sup> Manfred Omahna, Martin Wirbel, Elisabeth Katschnig-Fasch (Hg.): Der andere Blick auf die Stadt. In: Kuckuck 1999, 3, S. 12.

<sup>30</sup> Florian Haydn, Robert Temel: Temporäre Räume. Konzepte zur Stadtnutzung, Berlin 2003, S. 50.

Straßenmarkierungen statt. Und gleich wie der Verkehr schnellstmöglich von A nach B zu gelangen versucht, scheinen auch die Fußgänger das tun zu wollen. Die Menschen, die sich an den Gehsteigen entlangpirschen, könnten unterschiedlicher nicht sein, als sie es hier sind, jedoch verbindet sie das Eine, nämlich ihre Geschwindigkeit. Meist sind es Einzelpersonen, die sich an ihre Handtaschen und Rucksäcke klammern, sich gegen den Herbstwind lehnen und beinahe im Laufschrift Wahrzeichen, Geschäfte und leere Vitrinen hinter sich lassen. Selten verharren sie einen Moment, um das durchaus Schöne, welches nicht immer auf den ersten Blick erkennbar ist, zu genießen. Vielleicht fehlt die Natur auf diesem Platz, die den Menschen helfen könnte, durchzuatmen. Einige, von Asphalt umgebene und von geparkten Autos eingepferchte Bäume trotzen dem grauen spätherbstlichen Bild, aber viel können sie nicht ausrichten. Der Versuch das Bild durch eine kleine Grünfläche zu schmücken, welche die Ecco-Homo-Säule am Nordende des Platzes umrundet, wirkt eher trist. Vermutlich durch Hundeurin und abgestandenen Herbstregen in den Pfützen, gibt dieses Eck des Griesplatzes auch noch einen unangenehmen Geruch von sich. Hier möchte kein Passant stehen bleiben, um durch die Inschriftentafel mehr über die Geschichte der vergoldeten Säule zu lesen. Ein ähnliches Bild zeichnet sich auf der gegenüberliegenden Straßenseite ab. Leere Bierdosen, alte Flyer und verrottene Plakate *schmücken* ausgeräumte Verkaufsräume mit teils zerbrochenen Scheiben davor. Auch auf dieser Seite des Platzes findet man keine flanierenden Fußgänger. Am ehesten noch findet man sie am Nordende des Platzes, wo auch wirklich ein mit Steinen ausgelegter und gepflegter Platz geschaffen wurde. Eine aus Holz gezimmerte Beetumrandung versucht, diese Fläche ein wenig hübscher aussehen zu lassen. Hier bremsen die Menschen ein klein wenig ab. Die Gefahr, von Autos angehupt oder gar von ihnen erfasst zu werden, gibt es hier nicht. Auch der Lautstärkepegel nimmt hier, abgeschirmt durch die Bushaltestellen und Essensständen auffallend ab. Womöglich vermindert dies den akustischen Stress vieler Passanten und trägt zum Einbremsen ihres Tempos bei. Geht man noch ein bisschen weiter in diese Richtung, so verlässt man den Griesplatz durch eine Einbahnstraße. Hier ist es durchaus leiser und auch in Stoßzeiten nicht so stark befahren. Dieses Gebiet nördlich vom Griesplatz ist geprägt von Wohnbauten, welche das Ziel vieler Passanten am Griesplatz sind. Hier ist die *Tonlandschaft* geformt von Kindergelächter durch die Nähe eines Schulhofes und vereinzelt Vogelgezwitscher. Diese Töne überdecken das sonst so bestimmende Verkehrsrauschen am Platz. Das Fehlen dieser maschinellen Akustik lässt den Stresslevel sinken und die Menschen auch zwischen den sich auftürmenden Hausmauern und dem alles bestimmenden Asphalt etwas durchatmen.



*Ines Kerschitz*

## **Bewegung und Vergänglichkeit im Stadtbild**

Ich betrete den zu beobachtenden Raum und als erstes fallen mir der starke Verkehrslärm und die an mir vorbei hastenden Menschen auf. Die Gegend ist von dieser andauernden Bewegung und Hektik gekennzeichnet. Nicht nur das Bild des Platzes wird durch Bushaltestellen, Zebrastreifen und die vielen Straßenkreuzungen geprägt, sondern auch die Eindrücke, die man hier sammelt, sind voll von Unruhe. Von eben dieser Unruhe und der stetigen Strömung mitgerissen, folgt mein Blick dem Sog der Autos und Busse, die sich ihren Weg durch die aufeinander prallenden Straßen, zu bahnen versuchen. Der Platz selbst ist eigentlich eine große Verkehrsader. Wie diese Bezeichnung vermuten lässt, spülen die Straßen das Leben an diesen Ort und transportieren es auch genauso schnell wieder fort. Momentan befinde ich mich bei den Bushaltestellen, ab hier lasse ich meine Gedanken, Schritte, wie auch meinen Blick und *mich selbst* in diesem stetigen Fluss der Bewegungen schweifen.

Ich beginne meinen Rundgang bei einer alten, schön verzierten Kirche und begeben mich weiter an einem der ältesten Häuser dieser Gegend vorbei. Dann wieder weiter, erst an 50 Jahre alten Häusern vorüber und an weitaus älteren Bauten. Immer entlang der tosendlauten Straße neben mir, die mich mit sich zieht. Vorbei an Elektronik Geschäften, einer alten, holzvertäfelten Apotheke und Lebensmittel Märkten. Weiter führen mich meine Schritte, neben mir Gründerzeit Häuser und Nachtclubs. Die unterschiedlichen Eindrücke dieses Rundgangs fesseln mich, dieser Mix aus Altem und Neuem, verschiedenen Kulturen und an mir vorbei ziehendem Leben. Und genau dieses vorbeiziehende Leben, die Bewegung und deren Schnelligkeit, lassen mich an Vergänglichkeit denken. Ich bin von diesem Gedanken so abgelenkt, das ich beinahe die Ampel und somit, meinen sicheren Weg, über die so stark pulsierende Straße verpasst hätte. Sicher auf der anderen Seite angekommen, bietet sich mir hier ein ähnliches Bild wie zuvor. Alt und neu, auch die verschiedenen kulturellen Einflüsse sind hier wieder zu finden und doch auch wieder schwierig fest zu machen. Auch auf dieser Seite des Platzes gibt es Lebensmittelgeschäfte, Elektronikmärkte und ein altes Hotel. Die unterschiedlichen „Kulturen“ oder Lebensstile fallen mir während meines Weges ebenfalls wieder besonders auf, ob es nun der alte steirische Feinkostladen, direkt neben einer Kebab Bude ist oder auch die 24 Stunden Bar, gleich neben der Kirche. Der Mix der Kulturen, wie auch Lebensweisen ist an jeder Stelle dieses Platzes besonders spürbar. Mein Weg führt mich immer näher an meinen vorherigen Ausgangspunkt, da beschließe ich, noch nicht stehen zu bleiben, sondern dem Fluss der Bewegungen weiter in die Seitengassen zu folgen. Sobald ich in einer der Nebengassen bin, verebbt der stetige Verkehr und dessen Bewegung, auch die

Hektik sind kaum noch spürbar. Was Raum für neue Einflüsse öffnet, auf einmal dringen andere Geräusche an mein Ohr, Kinderstimmen sind zu hören, auch Musik. Denn in den Seiten Straßen bietet sich ein vollkommen anderes Bild, als gerade noch zuvor auf dem Platz. Weniger Altes ist zu sehen, Lagerhallen, Wohnbauten und neue Geschäfte prägen das Bild dieser Gassen. Und doch, auch hier sind die verschiedenen Zeiten wie auch die verschiedenen kulturellen Einflüsse spürbar. Denn es gibt sie doch, die alten Häuser, teilweise frisch zurecht gemacht, manche verlassen und zum Abriss frei gegeben. Auch hier findet man viele Gemeinsamkeiten doch auch einige Unterschiede, alte Wirtshäuser und türkische Lebensmittelhändler fast direkt nebeneinander. Diese stetige Veränderung, die damit verbundene Vergänglichkeit und die daraus resultierende Bewegung schwappt vom Platz in die Nebengassen und wieder zurück. Dieser ständige Austausch ist spürbar.

Sobald ich meine Beobachtungen beendet habe und mich für eine kurze Ruhepause und um meine Gedanken zu sammeln vom Platz abwende. Lasst mir das Gefühl der Vergänglichkeit irgendwie keine Ruhe.

*„Im tätigen Wachsein ist sich der Mensch gleichzeitig der Vergänglichkeit bewußt, dass er sich erst über schon vergangene Eindrücke klar werden kann: Sobald er über eine Eindruck nachdenkt, ist dieser schon vergangen. Während der Mensch Eindrücke hat, ist er sich nicht bewußt, daß er sie hat.“<sup>31</sup>.*

Alle Eindrücke der gerade vergangenen am Platz verbrachten Zeit kreisen in meinem Kopf. Ob das nun die alten Häuser, die zuerst renoviert und am Ende doch ersetzt werden, sind der auch die neuen Geschäften, neben den alt eingesessenen. Dieses Gefühl der Vergänglichkeit, wird durch die ständig wechselnden Gesichter, die in die Busse ein- und aussteigen noch verstärkt. Ebenso speist diese Ahnung auch der andauernde Verkehr, die Bewegung die von ihm ausgeht, das auf den Platz Transportieren und wieder Wegspülen, kein Anhalten, kein Verweilen. All diese Eindrücke zusammen geben dieser Umgebung für mich etwas Nostalgisches und doch zugleich auch einen Hauch der Moderne. Und gerade dieser Mix aus Vergangenenem und Zukünftigem, die stetige Bewegung und somit auch die allgegenwertige Vergänglichkeit machen für mich den Reiz diesen Platz aus.

---

<sup>31</sup> Werner Krawietz, Leopold J. Pospisil, Sabine Steinbrich (Hrsg.): Sprache, Symbole und Symbolverwendung in Ethnologie, Kulturanthropologie, Religion und Recht. Berlin 1993, S.470.



## **Dauernder Wandel**

*Wanda Deutsch*

## **Vom zerbrochenen Pflasterstein zu einer heterogenen Homogenität**

Augen zu. Wo bin ich hier? Der Nase folgend vorbei an asiatischem Curry, indischem Chili, chinesischem Zitronengras und österreichischem Gulasch. Viel zu riechen, viel zu hören und wenn man die Augen öffnet, auch viel zu sehen. Viel Unterschiedliches, viel Neues, viel Bekanntes, viel Kulturelles. Multikulturalität wird gern sowohl in positivem als auch negativem Licht betrachtet. Einerseits bringt das Zusammentreffen verschiedener Kulturen unterschiedliche neue Aspekte und Perspektiven in den öffentlichen Diskurs-Raum, andererseits wird genau diese Interaktion der Kulturen bzw. der Menschen als problematisch und konfliktrichtig thematisiert. Solch eine Interaktion, in verschiedensten Formen des Zusammenlebens, der Anpassung, oder eines Miteinanders wirkt aber meiner Meinung nach nicht nur zwischen den Menschen, sondern wirkt sich ebenfalls auf deren Umgebung, den Raum um sie herum aus. Menschen gestalten ihr Umfeld, hier den Griesplatz, als öffentlichen Raum, beeinflussen diesen und lassen sich durch das Verändern ihrer Umgebung und die Reaktion auf die modifizierte Umgebung in einem wechselseitigen Prozess genauso selbst beeinflussen. Thomas Kern zitiert in seinem Aufsatz - Differenzierung als kreativer Prozess: Die Herausbildung von Rollen in Publikumsnetzwerken - Luhmann und Ikegami, die der Öffentlichkeit eine verbindende Rolle zwischen Gruppen aus unterschiedlichen sozialen Lebensverhältnissen und Kontexten zuschreiben und die Öffentlichkeit auch als „Medium der Selbstbeobachtung“ sehen, da verschiedene Gruppen sich präsentieren und sich dadurch wie mit einem Spiegel auch selbst beobachten und definieren.<sup>32</sup> Ein Punkt, der mir am Griesplatz, als ein Beispiel eines öffentlichen Raumes, ins Auge stach, waren verschiedene Details wie Ladentafeln in den unterschiedlichsten Sprachen oder Pflastersteine, die mit ausgebesserten Asphaltstellen ein zusammengeflicktes, nicht einheitliches Bild ergeben. In einer Nebengasse stößt man als neugierige Entdeckerin bzw. als neugieriger Entdecker, wie es Ethnologen oft sind, auf viele Variationen gestalteter Außenfassaden, Fenster oder Balkone. Ist der eine noch einladend mit Blumen und Sträuchern geschmückt, werden beim angrenzenden, die dunkelbraunen Vorhänge schnell zugezogen, oder ein staubiges Rollo baumelt herab. Selten etwas Gleiches, viel Individuelles und Unterschiedlichkeiten sind hier zu finden. Splittert die Lackierung bei einer Tür langsam ab, entsteht ein fleckiges Bild, uneinheitlich, aber doch vollständig. Dieses zusammengeflickte

---

<sup>32</sup> Vgl. Thomas Kern: Differenzierung als kreativer Prozess. Die Herausbildung von Rollen in Publikumsnetzwerken. In: Thomas Schwinn u.a. (Hrsg.): Soziale Differenzierung. Handlungstheoretische Zugänge in der Diskussion, Hamburg 2011, S. 285-304, hier 291.

Bild, das aus verschiedenen kleinen Teilen entsteht, bildet ein großes Ganzes und wird zu etwas Gemeinsamen. Hier ist zu erkennen, dass alle Puzzleteile auch eine gleichwertige Daseinsberechtigung haben, dass sie zu einem Gesamten beitragen und dennoch für sich selbst stehen können, denn würde man Schimank sprechen, der sich hier auf Durkheim bezieht, teilen sich der Asphalt und der historische Pflasterstein die Arbeit des „Straße-Seins“, eine Pflanze am Balkon wächst in einem Spalt des Betons und füllt diesen aus und Teilsysteme agieren im Kontext einer funktionalen Differenzierung. Wie soll man sich ein Butterbrot ohne Messer streichen? Oder was wäre ein Schuhband ohne Schuh? Die Partizipation der Kulturen, der einzelnen Teilsysteme, trägt zu einer „Arbeitsteilung“, einem Gesamtbild des Platzes bzw. seiner Struktur, bei.<sup>33</sup> Eine Einheit muss nicht aus angepassten, sich ähnelnden Teilen bestehen. Denn, aus dieser Perspektive betrachtet, trägt erst die Heterogenität zu einer Einheit, einem Zusammenspiel unterschiedlicher Teile bei und wäre es eine Kultur weniger, die partizipieren würde, würde ein Pflasterstein oder ein Asphaltfleck fehlen und eine Lücke hinterlassen.

---

<sup>33</sup> Vgl. Uwe Schimank: Gesellschaftliche Differenzierungsdynamiken – ein Fünf-Fronten-Kampf. In: Schwinn (Hrsg.): Soziale Differenzierung, 2011, S. 261-284, hier 264f.

*Andreas Hollerer*

## **Der Griesplatz – Menschen in Bedrängnis**

Ein grauer Morgen nahm mich an einem Oktobertag in Empfang, als ich meinen Stadtrandbus auf dem Griesplatz verließ. Die tief hängenden Wolken, aus denen es immer wieder leicht nieselte, scheinen das Ringsherum melancholisch zu umrahmen, vergleichbar anderen Orten mit ihrem eigenen Flair an Wehmut und Vergehen.

Von der Haltestelleninsel im Zentrum des Platzes galt es, eine dicht befahrene Doppelspur zu überqueren, wenige Schritte nach Norden, vorbei an Häusern älterer Bauart, dann noch ein Zebrastreifen, ich war angelangt.

Mittlerweile hatte das Nieseln zugenommen, was mich unwillkürlich meinen Jackenkragen aufrichten ließ. Um eine Gruppe Schüler mit ihren zu Schwertern umfunktionierten Regenschirmen schlug ich einen kleinen Bogen. An der Nordwestecke des Griesplatzes mit dem Haltestellenbereich für die stadtauswärts führenden Busse wurde ich sogleich vom nie enden wollenden Verkehr eingefangen. Unaufhörlich ergoss sich aus der Rösselmühlgasse ein Schwall aus Fahrzeugen auf den Platz, dessen Dichte durch die Flut in die Gegenrichtung noch verstärkt wurde. Als spärlicher Kontrast dazu belebten nur wenige Passanten die Szenerie. Vereinzelt verirrten sich Menschen zu den drei einfalllos gestalteten Containern hinter der Haltestelle, einer davon unbenutzt, einer mit einem Wok-Fastfood, der andere mit einer Trafik. Direkt hinter diesem Ensemble der Trostlosigkeit waren neben leeren Bierdosen und einer zerbrochenen Flasche dunkle, feuchte Flecken auf dem Asphalt zu entdecken, denen der Geruch eines Aborts entströmte. Haltende Busse entluden ihre Gäste und nahmen neue auf, nur für einen kurzen Moment gab es Verweilen. An der seitlich der Haltestelle befindlichen Hausfront reihten sich Kebab-Läden, neben ein Jausengeschäft, einen Wett- und einen Handyshop, dazwischen war noch eine kleine Bar. Da und dort sah man einen kleinen Riss im Verputz, viele alte Fensterläden. Dazwischen ein verloren wirkender Toreingang, der im Gegensatz zur restlichen Umgebung gepflegt wirkte, an seinem Türstock verkündeten Goldlettern das Erbauungsjahr des Hauses 1829. Zusammen mit dem Unrat auf dem Gehsteig, zahllosen Zigarettenstummeln, einer achtlos weggeworfenen Bierdose, entsorgten Bustickets, diversen Papierschnitzeln und -knäueln verblieb der Eindruck von Tristesse. Die beiden ländlich gekleideten Strohpuppen neben dem Eingang des Jausengeschäftes schienen mit ihren nach vorne geneigten Köpfen wie verschämt den Schmutz zu ihren Füßen zu mustern. In westlicher Richtung dominierte das abseits vom Griesplatz in der Ägydigasse errichtete Telekom-Hochhaus mit seiner modern gestalteten Fassade aus Glaselementen. Die Antennen und Satellitenschüsseln auf dessen Dach reichten bis nahe an die bedrückende Düsternis des strukturlosen Wolkenmeeres. Südlich

der Rösselmühlgasse schloss sich eine Häuserreihe an, ein Ensemble älterer Architektur, worin an entstandenen Lücken Neubauten gezwängt worden waren. Das renovierte Eckhaus beherbergte eine Gastwirtschaft, deren Eingang zur aktuellen Vormittagsstunde nur wenig frequentiert wurde. Neben einem älteren Bau fand ich wie geduckt in der Häuserzeile die Welsche Kirche, weiter nach Süden verlor sich meine Sicht, die nur wenige dahineilende Menschen erfasste. Gleichsam deplatziert stand die Ecce-Homo-Säule im Ostteil des Platzes, bedrängt vom Verkehr aus der Innenstadt und überragt von den Laternenpfählen mit ihren ausladenden, mehrarmigen Leuchtern, dazwischen ein Gewirr aus Stromkabeln. Und dahinter wieder eine Häuserzeile unterschiedlichster Bauten, alt und neu, sanierungsbedürftig und renoviert in einem Mix, der unruhig auf mich wirkte.

All diese Unruhe schien auf die Menschen am Platz auszustrahlen, ein Kommen und Gehen, hastig geschobene Kinderwagen, rasche Schritte und kein Verharren. Nur eines blieb stets präsent, das dumpfe Dröhnen des Verkehrs, der alles ringsum und damit auch die Menschen zu verschlucken schien: „Im technischen Lärm verschwinden die Menschengerausche: Absatzklappern, Stimmen (die ja auf Kommunikation verweisen), Kinderlaute ... Der große Krach übertönt den kleinen, den wir zu sehen glauben, aber überhören müssen.“<sup>34</sup>

Die sich kreuzenden und über den Griesplatz windenden Straßen, zusammen mit der zentralen Bushaltestelle und der Busspur nach Süden hatten schon längst den Platz zersägt und ihn in Besitz genommen, so wie der alles überschattende Verkehr mit seiner Lautkulisse den ganzen Griesplatz gefangen hielt.

---

<sup>34</sup> Johanna Rolshoven: Gehen in der Stadt. In: Siegfried Becker, Andreas C. Bimmer, u.a. (Hrsg.): Volkskundliche Tableaus. Münster 2001, S. 11-27.



*Kamilla Mizera*

## **Griesplatz – Ein Ort zum Bleiben?**

Der Griesplatz im Herzen von Graz war für mich vor allem eines: ein Ort, den wir heutzutage als ‚kulturell vielfältig‘ bezeichnen würden. Ein geheimnisvoller Ort, ein Ort, an dem Geschichten entstehen. Zuvor habe ich mich aber noch nie genauer mit dem Geheimnis des Ortes auseinandergesetzt, sondern habe es einfach so hingenommen. Als ich nun für eine ethnologische Untersuchung auf dem großen, unübersichtlichen Platz stehe, um ihn wirklich wahrzunehmen, ihn zu erfassen, bin ich im ersten Moment überfordert. Ich bin hin und hergerissen, weiß nicht, wo ich beginnen soll, wo ich enden will oder was ich genau zu sehen erhoffe. Also versuche ich meinen Kopf völlig frei zu machen, frei von Erwartungen, Ideen, frei von Vorstellungen und von Erinnerungen, und ich gehe langsam und zögerlich in eine Richtung los. Ich schlendere an einer Bushaltestelle vorbei, an der Menschen stehen und warten, ohne sich gegenseitig eines Blickes zu würdigen. Im Eingang eines Ladens, in dem Handys repariert werden, steht ein älterer Mann und mustert mich skeptisch, als ich langsam an ihm vorbeispaziere und seinem Blick nicht ausweiche. Vorbei an zwei nebeneinanderliegenden Kebabhäusern, aus denen ein Geruch strömt, den ich am Morgen nicht gut ertragen kann, vorbei an dem danebenliegenden österreichischen Feinkostladen. Ich setze gemächlich einen Schritt vor den anderen, lasse meine Augen langsam über Häuser, Menschen, Straßen und Schilder wandern und merke zuerst gar nicht, dass ich dabei selbst zum beobachteten Objekt werde. Erst nach einigen Minuten fällt mir auf, dass ich als langsam schlendernder Mensch, ohne Eile, ohne Ziel, an diesem Ort selber auffalle wie ein bunter Hund. Ich bleibe stehen, schaue mich um und bemerke erst jetzt, in dem Moment als mir die Blicke, die auf mir lagen, bewusst werden, wie misstrauisch ich beobachtet werde. Und mir fällt noch einmal mehr, die Eile auf, die die Menschen am Griesplatz, wie ein Hirtenhund seine Schafe, durch die Straßen treibt. Dieser Platz ist kein Ort, an den die Menschen kommen um zu bleiben. Kein Ort als Ziel, sondern als Teil des Weges. Die Menschen, wie sie schnellen Schrittes, den Blick entweder gerade nach vorne, oder auf den Boden gerichtet, über den Platz eilen, wirken auf mich, als würde die Eile lediglich darin bestehen, den Platz schnell wieder zu verlassen. Ist es der Platz selber, der sie zur Eile antreibt? Ich drehe eine Runde, beobachte die Menschen, wie sie vor etwas zu fliehen scheinen. Eine alte Frau, die hastig ihre Einkaufstasche auf Rädern hinter sich herzieht. Die Stöckel ihrer kleinen Schuhe schlagen einen schnellen Takt auf dem Asphalt. Ein Mann mittleren Alters, zerzauste Frisur, die Kleidung offensichtlich noch vom Vortag, die Augen rot und glasig, wollen sich noch nicht so richtig öffnen lassen. Eine lange,

schlaflose Nacht steht ihm ins Gesicht geschrieben, seine wackligen Beine wollen ihn noch nicht so schnell tragen, wie er es gerne hätte.

Als ich eine Woche darauf wieder zum Griesplatz komme, um meine Beobachtungen fortzuführen, habe ich im Gegensatz zum ersten Mal schon ein fixes Ziel im Sinn. Ich bin der Meinung, dass ich meiner Annahme, wonach am Griesplatz nur Menschen in Eile anzutreffen sind, für die dieser Platz lediglich als Transitort gilt, wohl am besten an einer Bushaltestelle nachgehen, sie überprüfen kann. Ich setze mich also an die große Bushaltestelle und sehe mich um. Neben mir sitzen zwei ältere Damen mit zwei großen Taschen und unterhalten sich leise, als dürfe niemand von ihren Geheimnissen erfahren. Vor mir an der Straße steht ein Mann mit blauen Arbeitshosen und passender Jacke, beide voller weißer Farbflecken. Er zieht ungeduldig an seiner Zigarette und hält nach dem Bus Ausschau, der sich noch nicht blicken lässt. Die Menschen um ihn herum wirken, trotz des wunderschönen Wetters, auch eher ungeduldig und schauen immer wieder genervt auf Handy oder Handgelenk, wo ich ihre Uhren nur vermuten kann. Als endlich ein Bus in die Haltestelle einfährt, springen die beiden Damen neben mir auf und rennen auf den Wagen zu, ohne diesem überhaupt die Möglichkeit zu geben, erst einmal anzuhalten. Die anderen Wartenden tun es ihnen nach, jeder scheinbar in Angst zu sein, den Bus zu verpassen oder der letzte zu sein, wer weiß. Als ich meine Blicke eine weitere Runde schweifen lasse, bleibt meine Aufmerksamkeit an zwei Männern hängen, die vor einem der Kebab-Lokale stehen und sich gelassen unterhalten, dabei immer wieder langsam auf und ab spazierend. Als wären sie immun gegen die Eile, die sonst jeden hier eingenommen hat. Als nächstes fällt mein Blick auf einen älteren Mann, der an der Imbissbude steht, seinen dicken Bauch unter der Theke platziert, und sein Bier sichtlich genießt. Auch an ihm scheint die Eile spurlos vorbeizugehen, er wirkt viel mehr als hätte er sein schon Ziel erreicht. Der Mann von letzter Woche steht wieder in der Tür des Handyladens und beobachtet seelenruhig das Geschehen am Ort, entdeckt hat er mich diesmal noch nicht. In diesem Moment wackeln zwei kleine, stärkere, verschleierte Frauen langsam an mir vorbei, unterhalten sich amüsiert und setzen sich auf die nächste freie Bank, um ihre angeregte Unterhaltung im Sitzen fortzuführen. Auch die beiden wirken, entgegen meiner ursprünglichen Annahme, keineswegs in Eile. Sie wirken als würden sie sich hier wohl und zu Hause fühlen. Nachdem ich sie eine ganze Weile weiter beobachte, fallen mir plötzlich immer mehr Menschen auf, die es ihnen gleichtun. Als hätte sich die Eile der anderen wie ein Nebel auf den Platz gelegt, welcher diese Menschen zuerst für mich unsichtbar gemacht hatte. Jetzt, wo sich dieser Nebel gelichtet hat, muss ich erkennen, für Einige, wenn auch vielleicht für die Wenigeren, ist der Griesplatz sehr wohl ein Ort um zu bleiben, bleibenswert.

*Sabrina Stranzl*

## **Kommen, um zu bleiben**

*„Die große Stadt, das ist ihre Realität wie ihre Illusion zugleich, ist „ein Möglichkeitsraum, der Gelegenheiten zur Verwirklichung von Ideen, Plänen, Wünschen bietet, ein individuelles, kulturelles und soziales Labor“, das dem Zufall Raum gewährt.“<sup>35</sup>*

Was werde ich beobachten oder was will ich beobachten? Diese Fragen stellte ich mir bei meiner ersten Beobachtung. Ich ließ mich von meiner Intuition leiten und merkte sehr schnell, dass ich vor allem daran interessiert war, welche Interaktionen vor allem zwischen jenen Frauen stattfinden würden, die sich am Griesplatz aufhalten.

Doch das Wetter machte mir einen Strich durch die Rechnung: es war feucht, nieselte leicht und später begann es auch noch stärker zu regnen. Niemand war wirklich auf dem Griesplatz, jede und jeder überquerte den Platz nur fluchtartig, um an einen anderen Ort zu gelangen. So war meine Beobachtung, dass sich auf dem Griesplatz alle „auf der Flucht“ befänden – der Platz also ein Platz des Vorübereilens.

Auch an den Bushaltestellen war nur ein stetiges Ein-, Aus und Umsteigen zu bemerken, mit Wartezeiten dazwischen. Der fließende und lärmende Verkehr änderte nichts an meinen Beobachtungen im Gegenteil, alles war in Bewegung, Stillstand herrschte nur an den roten Ampeln.

So kam es, dass die Innenhöfe meine Aufmerksamkeit anzogen. Dort war es, als wäre dort ein anderes Leben, sie waren grün bewachsen, meist übertoll mit Pflanzen, auch viele Räder gab es dort: Fahrräder, Dreiräder und Laufräder, oft befanden sich auch Schaukeln und Rutschen darin, das ließ mich daran denken, dass hier zu anderen Stunden wohl viele Kinder anzutreffen wären. Vom Lärm am Griesplatz bekam man hier nichts mit, es war ruhig, ja es schien als herrschte Stillstand, nichts war in Bewegung.

Und doch, auch die Innenhöfe wurden heute bei meiner ersten Beobachtung nicht als Interaktionsraum genutzt, keine Begegnungen fanden dort statt. Mit diesem Bild von Flucht und gleichzeitiger Leere verließ ich beim ersten Mal den Platz und war ein wenig ratlos dabei und seltsam gelaunt.

Bei meiner zweiten Beobachtung war ich besserer Dinge, denn es war zwar nicht warm, aber immerhin schien die Sonne. So dachte ich: Heute werde ich *die* „Beobachtung“ machen – Interaktionen, von den sich dort aufhaltenden und lebenden Frauen, sehen und beobachten können.

---

<sup>35</sup> Rolf Lindner: Offenheit – Vielfalt – Gestalt. Die Stadt als kultureller Raum. In: Handbuch der Kulturwissenschaften, Stuttgart: J.B. Metzler 20042, S. 385-398, hier S. 388.

Daraus wurde aber auch diesmal nichts. Alles am Griesplatz war wieder in Bewegung, still stand die Zeit wieder nur in den Wartezeiten bei den Bushaltestellen oder an den roten Ampeln.

Selbst die Innenhöfe waren heute verschlossen und abgeriegelt, ich war überrascht und irritiert und fragte mich warum?

In meinen Gedanken versuchte ich mir diese Frage zu erklären. Werden Innenhöfe als „Schutzraum“ gesehen und sind deshalb verschlossen? Ist ein Hinterhof ein „Privater Raum“ und deshalb nicht zugänglich für die Öffentlichkeit? Noch in Gedanken bei den verriegelten Innenhöfen und der für mich nicht zu beantwortenden Frage „Warum“, stand ich wieder am Platz und wurde vom Lärm des Verkehrs aus meinen Gedanken gerissen. Ich blickte mich um und stellte fest, dass der Platz trotz seines Lärms mit Leere gefüllt ist, mit einer Begegnungs-Leere vielleicht, weil dort keine Interaktionen stattfinden. Der Griesplatz wird nicht als Begegnungsort genutzt, sondern als Übergangsraum: von einem Ort zum anderen – niemand kommt, um zu bleiben.

Und das führte meine Gedanken an einen anderen Ort. Ein Vergleich drängte sich mir auf, der vielleicht weit weg schien, aber doch auf der Hand lag. Es ist hier, dachte ich, wie zurzeit<sup>36</sup> an der Grenze zwischen Slowenien und der Steiermark, ich dachte an Sentilj/Spielfeld. Auch dort ist alles in stetiger Bewegung, alles ist im Fluss. Und doch, es gibt einen Unterschied – dort ist es erzwungene Mobilität. Menschen befinden sich auf der Flucht, vor Krieg und Gewalt, sind vertrieben worden und suchen jetzt Asyl. Kommen sie dann endlich an eine Grenze, steht aber doch alles still, sie kommen nicht weiter, können nur warten und warten. Schaffen sie es über die Grenze, geht die Wanderung oder der Stillstand weiter. Möchten sie bleiben und sich registrieren lassen, heißt es dann weiterhin warten.

Und damit war ich dann mit meinem Gedanken wieder zurück am Griesplatz, wieder beim Warten. Vielleicht scheint dieser Vergleich etwas übertrieben, denn der Griesplatz wird bestimmt nicht nur alles Flucht- oder Übergangsort genutzt, er ist noch mehr. Und doch, genau dieses Gefühl bekam ich immer wieder bei meinen Beobachtungen. Erst, als ich auch den Ärger erkannte, der mich bei meinen Beobachtungen immer wieder hatte, kam ich ein kleines Stück weiter. Die Frage „Wieso den Platz nicht einfach Platz sein lassen?“ tauchte auf. Mein Ärger bezog sich darauf, dass ich hier partout etwas „Besonderes“ finden sollte und wollte. Und erst, als ich diesen Widerspruch sah, zwischen meinen Suchen und dem, was ich tatsächlich sah, den Konflikt erkannte, der sich für mich daraus ergab, dass ich etwas zu beobachten versuchte, das ich nicht finden konnte, gelangte ich zur Frage: „Was ist denn ein „Platz“ überhaupt für mich, was macht einen „Platz“ für mich aus?“

Öffentlicher Raum wird durch folgende Kriterien definiert: freie Zugänglichkeit, Anonymität, vielfältige Nutzungsmöglichkeiten, Körperhaftigkeit und Durchgängigkeit. Für mich soll ein „Platz“ ein Ort der Begegnung sein, ein

---

<sup>36</sup> Oktober 2015

öffentlicher Raum für Interaktionen, ein Ort voller Stimmen aber auch ein Ort für Ruhe, ein Raum voller Bewegung. Ein Ort zum Verweilen und nicht nur mit dem Zwang zu Konsum, er soll nicht nur diese eine Funktion haben, sondern auch ohne dieses „Korsett“ funktionieren können.

Ein Platz soll ein Ort sein, an dem sich „etwas tut“, er soll auch genutzt werden können für künstlerische, politische Aktivitäten sowie für andere Veranstaltungen. Ein Platz ist für mich ein Ort, an dem sich verschiedene Kulturen, Menschen unterschiedlichster Herkunft und Nationalitäten begegnen und treffen können, egal welchen Geschlechts und welchen Alters – ein Ort an dem verschiedene Menschen auf einander treffen und einander berühren können – ein Ort als Spielraum für ein gesellschaftliches Miteinander. Ein Platz der Gelegenheiten bietet für geplante und ungeplante Begegnungen und damit auch ein Ort des zwischenmenschlichen Austausches.

Nicht nur einen Platz zum Leben und leben lassen, sondern ein Ort der Verstrickung und Teilnahme – ein Ort, an den Viele kommen, ein Ort, an den auch ich komme, um zu bleiben.



Raimund Stucken

## Randgruppen

(Frei-) Raum

Wer hat den meisten Platz am Griesplatz? Zweifellos nicht die Menschen, die sich zu Fuß hier bewegen. Sie sind hier zwar nicht ganz fehl am Platz, werden aber durch die auf den ersten Blick erkennbare dominante Verkehrssituation ziemlich an dessen Rand gedrängt. Die Ränder des Platzes sind die Gehsteige. Und somit sind sie die einzigen sicheren Wege für unmotorisierte Fortbewegung. Was man hier also nur mit Vorsicht tun sollte: Über den Platz spazieren oder ihn überqueren. Zum Überqueren sind die ampelgeregelten Übergänge vorgesehen. Sonst kann man den Platz bestenfalls umrunden und selbst dafür müssen mindestens vier Straßen gekreuzt werden.

Wer also ohne Auto und dergleichen unterwegs ist, zählt am Griesplatz *automatisch* zur Randgruppe. Dabei sind es aber genau die Mitglieder *dieser* Randgruppe, die den Platz bevölkern und lebendig machen können. Die Insassen der Autos und Busse stehen zu diesem ja Ort in keiner *richtigen* Beziehung, denn so schnell sie den Platz erreicht haben, verlassen sie ihn auch schon wieder. Sie sind meist nur flüchtige Passanten. Was passiert nun also an den Platzrändern?

Um das zu erkunden, gehe ich ein Stück den Gehsteig entlang und habe den Eindruck, auch hier ist, wie auf der Straße auch, alles in ständiger Bewegung. Hat man hier kein B, das man von seinem A aus zu erreichen gedenkt, bleiben auch nicht viele Möglichkeiten. Ich finde keine Bänke oder andere Sitzgelegenheiten, keine Ecken oder Winkel, an denen man sich treffen oder sich unterhalten könnte. Nichts hier lädt zum Verweilen ein. Die einzigen Sitzgelegenheiten wurden für den Zweck, auf den Bus zu warten, errichtet. Auch Bäume und Grünflächen sind rar. Ich fühle mich auf dem Gehsteig wie auf einem Förderband, obwohl mich eigentlich nichts drängt. Ich bleibe stehen und betrachte die heruntergekommene Fassade des Hauses vor mir. Der mit Plakaten verklebte Eingang lässt nur noch vermuten, dass im Erdgeschoss einmal ein Geschäft war, doch welcher Art, ist für mich nicht erkennbar. Eine Tafel an der Wand, kündigt mit dem Slogan „Urbanes Wohnen am Griesplatz“ an, dass hier bald ein neues Gebäude errichtet werden soll. „Urbanität als Makler-Euphemismus für eine Wohnlage mit jeder Menge Verkehrslärm?“, drängt sich mir als Frage auf. Ich lasse meinen Blick einmal kurz über den Platz schweifen, ertappe mich schon wieder dabei, nach einem eventuellen nächsten Punkt B Ausschau zu halten und so setze ich meine Platzumrundung fort. Die drei äußerlich identischen Imbiss-Boxen an der Bushaltestelle, eine ist eigentlich eine Trafik, wirken wie eine Bestätigung für das Getriebensein hier. In ihrer

kalten metallischen Optik und ohne wirklichen Platz, auch nur im Stehen zu essen, scheinen sie suggerieren zu wollen: „*Iss, aber iss schnell und dann weiter mit dir!*“ Die Folge der rücksichtslosen Durchsetzung globalisierender Ökonomien beschrieb Elisabeth Katschnig- Fasch mit den, meiner Meinung nach, hier anwendbaren Worten: „*Wer sich selbst nicht sichern kann, der hat verloren. Lebenssinn wird vom Funktionieren abhängig, Bewegung ist Getriebensein, Identität schwer festzuhalten.*“<sup>37</sup>

Es kommt mir so vor, als fände das eigentliche Leben, fänden die Begegnungen der Menschen, auch eher selten an den Platzrändern statt, sondern offenbar hauptsächlich im Inneren der, hier besonders vielfältigen, Geschäfte und Lokale. Handy- Shops, türkische und arabische Friseure, asiatische Restaurants und Lebensmittelgeschäfte, Döner Läden und Call- Shops/ Internetcafés überwiegen deutlich gegenüber anderen Lokalen und Geschäften. Jedenfalls lässt sich jede Menge Leben auf dem teilweise unwirtlichen *Planeten Griesplatz* vermuten. Damit aber die soziale Interaktionen und ein befruchtender Austausch der Menschen untereinander, nicht unter die Räder kommt und Bewegungsmöglichkeiten abseits von reiner Funktionalität entstehen, braucht der Platz vor allem mehr (Frei-) Raum.

---

<sup>37</sup> Elisabeth Katschnig- Fasch (Hg.): Das ganz alltägliche Elend. Begegnungen im Schatten des Neoliberalismus. Wien 2003, S.7

*Silvia Paulitsch*

### **Der Platz ist kein Platz ist ein Platz**

Im allgemeinen und auch im architektonischen Verständnis ist ein Platz eine von Gebäuden umsäumte freie Fläche die den Menschen und der Gesellschaft unbebauten Raum zur Verfügung stellt. Betrachten wir den Griesplatz so befindet sich lediglich im nördlichsten Teil des Platzes eine solche freie, unbebaute Fläche, diese nimmt nicht einmal einen Bruchteil des gesamten Areals ein. Was wir als Griesplatz kennen sind hauptsächlich lange Straßen, die den regen Verkehr durch die Stadt leiten. Es handelt sich vielmehr um ein Durchzugsgebiet als um einen Platz, ist der Griesplatz doch ein Hauptverkehrsader der Stadt Graz. Die idyllische Vorstellung eines Platzes als Ort der Begegnung wird vor allem durch den Autolärm und die ständige Hektik gestört. Neben extremen Verkehr und den stets in Bewegung scheinenden Menschen, ist der Griesplatz auch Knoten des innerstädtischen öffentlichen Verkehrs und auch regionale Buslinien halten hier. Der Ort ist also ein menschlicher Umschlagplatz. Die von der Stadt Graz und anderen Gruppierungen so oft angedachte Verkehrsberuhigung wurde nie umgesetzt auch aufgrund der problematischen Finanzierung eines solchen Vorhabens. Die Politik geht davon aus, dass eine Verkehrsentlastung und eine Straßenbahnlinie die über den Griesplatz geleitet wird, die angespannte Verkehrssituation beruhigen und mehr Raum für Menschen, Austausch und Handel schaffen wird. Hierbei bleibt die Frage offen, ob der Griesplatz zwangsläufig ein solcher Ort sein muss, der in seiner Beschreibung an so viele andere Plätze in Graz erinnert. Vielleicht liegt das Besondere am Griesplatz in seiner Andersartigkeit, darin, eben nicht diese exakte Vorstellung eines Platzes wider zu spiegeln, sondern ein historisch gewachsener Platz zu sein. Bei näherer Betrachtung hat auch dieser Platz seine eigene, nicht nur verkehrstechnische sondern auch soziale Funktion, die nur nicht der konventionellen Erwartungshaltung entspricht. Denn auch ein Durchzugsraum ist gleichzeitig auch Lebensraum und lebenswerter Raum. Erst durch die genauere Auseinandersetzung mit dem Begriff Platz wird klar, dass ein Platz sehr viel mehr ist, als eine freie Fläche, die nicht bebaut wurde. Nicht nur Nähe und Distanz, die Verbindung von Objekten und Elementen spielen eine tragende Rolle, auch der Raum als soziales Produkt, das durch Kommunikation und Handeln bestimmt wird, definiert den Begriff Platz mit. Es handelt sich nicht um ein optisches Phänomen, das sich bloß anhand der Architektur erkennen lässt, sondern vielmehr um ein soziales.<sup>38</sup> Gesellschaftlich am weitesten verbreitet mag die Ansicht sein, dass ein Platz ein Ort zum längeren zeitlichen Verweilen ist, aber er kann zugleich auch ein Ort des

---

<sup>38</sup> Anne Volkmann: Quartierseffekte in der Stadtforschung und in der sozialen Stadtpolitik. Die Rolle des Raumes bei der Reproduktion sozialer Ungleichheit. Berlin: 2012, S. 39.

flüchtigen Durchquerens und des eben nicht Verweilens sein.<sup>39</sup> Ein Platz stellt schlichtweg den – wie auch immer gestalteten – Raum zur Verfügung, den ein beliebiger sozialer Prozess benötigt. Meine Beobachtungen haben gezeigt, dass gerade der Teil des Griesplatzes, der der grundlegenden Definition von Platz als freiem Raum am nächsten kommt, jener Bereich ist, der von den Menschen am wenigsten genutzt wird, der fast menschenleer ist. Vielleicht stimmt also die Beschaffenheit des Platzes als Durchzugsort nur mit den Bedürfnissen der Menschen vor Ort überein?

Ein Platz definiert sich nicht nur durch freien Raum und auch nicht nur durch die sozialen Prozesse die ablaufen, er entsteht erst durch die Wechselwirkung dieser beiden Aspekte. Ein Platz muss nicht nur Fläche bieten, er muss auch Raum sein für unterschiedliche gesellschaftliche Handlungen. Nicht nur Verweilen sondern auch Vorbeiziehen ist ein soziales Phänomen, das Raum benötigt und das Recht hat, diesen Raum auch einzunehmen.

---

<sup>39</sup> Anne Huffschmied, Kathrin Wildner (Hrsg.): Stadtforschung aus Lateinamerika. Neue urbane Szenerien. Öffentlichkeit – Territorialität – Imaginarios, Bielefeld: 2013, S. 164.